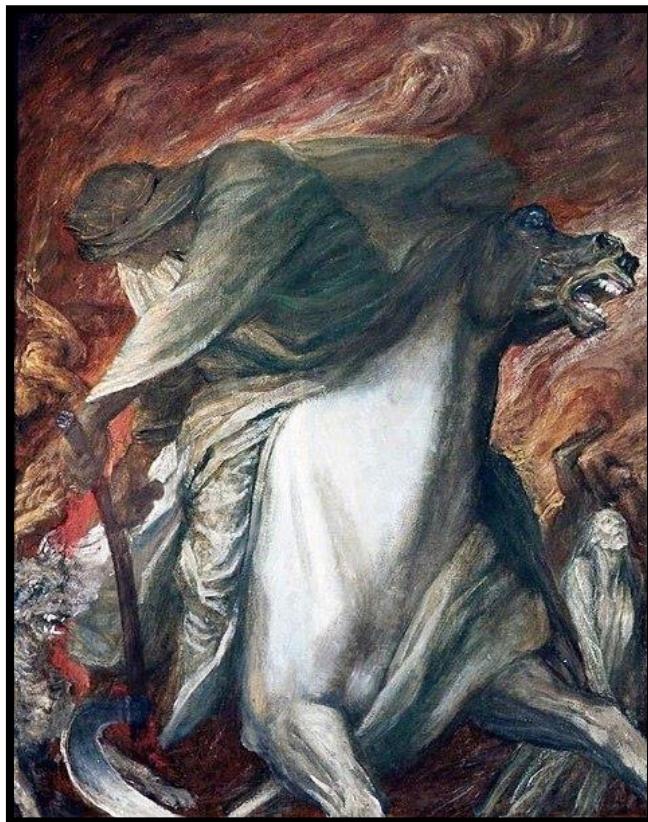


Zacharias Mbizo:

Die Ukrainische Apokalypse

Literarische Miniaturen



Das bestialische Töten in der Ukraine gehört zu jenen Dingen, von denen man für gewöhnlich sagt, dass sie einen "sprachlos" machen. Auf der anderen Seite bedingt gerade die Ungeheuerlichkeit der dort verübten Verbrechen, dass wir nicht dazu schweigen dürfen. So sind diese literarischen Miniaturen der Versuch, trotz allem etwas über das Unsägliche auszusagen.

Inhaltsverzeichnis

Die gelebte Apokalypse.....	4
Die Zehn Gebote im Krieg.....	8
Vorspiel.....	10
Überfallpläne	11
Außenansicht des Krieges	15
Der Tod im Schaufenster	16
Der Luftwaffengeneral liebt seine Kampfjets	19
Verhandlungen mit einem Amokläufer	23
Kriegschronik	26
Innenansicht des Krieges.....	28
Täterprofil	29
Bombenteppich zum Paradies.....	31
Umnachtung	34
Gnadenerweis	39
Brüderlichkeit.....	42
Der verlorene Sohn	47
Die Bombenlotterie.....	51
Tödliches Geburtstagsgeschenk	51
Ein Kinderspiel.....	52
Grenzüberschreitungen	52
In der Sturmflut des Krieges	54

Besatzung	56
Die Mauer	57
Hexenprozesse.....	61
Gestohlene Kindheit.....	66
Der Tsunami-Feind	71
Trümmerküsse	76
Fremdbestimmte Selbstbestimmung	80
Nachspiel	82
Die unbotmäßige Stimme.....	83
Die Bedrohung	87
Verkehrte Welt	93

Über den Autor: Zacharias Mbizo, literarisch aktiv seit 2015, zählt zu dem Autorenkreis der Ecartisten um den Blogger [Rother Baron](#) und hat auf dem Literaturplaneten bereits zahlreiche Spuren hinterlassen. Auf rotherbaron.com findet sich auch ein [Interview](#) zu der vorliegenden Textsammlung mit ihm.

Cover-Bild: George Frederic Watts (1817 – 1904): Die Vier Apokalyptischen Reiter: Der Reiter auf dem blassen Pferd; Walker Art Gallery (Wikimedia commons)

Der Tod regnet vom Himmel, jede Nacht ist wie ein russisches Roulette, das Leben gleicht einem permanenten Vulkanausbruch: Wer den Krieg in der Ukraine miterlebt, muss sich fühlen, als wäre er in die Offenbarung des Johannes hineingeraten.

Die gelebte Apokalypse



Manchmal setzt du dich auf einen der Trümmerhaufen in der Trümmergasse, die früher einmal eine Häusergasse war, und blickst auf den Trümmerhaufen, der einmal deine Kirche war.

Dein Blick sucht nichts, er erbittet nichts – und doch lebt da ganz leise, vielleicht dir selbst unbewusst, die Hoffnung in dir, dass dir von dem Ort, wo einmal dein Gotteshaus stand, eine geheime Kraft zufließen könnte. Etwas, das dir einen Weg aus dieser geis-

tigen Steinwüste weisen könnte, ein wenn auch noch so verschwommenes Jenseits, in dem das Leben ganz anderen Gesetzen folgt.

Müsste nicht, so fragst du dich, etwas von dem göttlichen Geist in die Steine eingedrungen sein, die einmal das Haus Gottes waren? Aber so inständig deine Blicke die verkohlten Quader auch durchbohren – es bleibt doch eine leblose Masse, die nur in deiner Erinnerung mit Leben erfüllt ist. Es ist nicht anders als an einem x-beliebigen Grab – das Leben ist nur noch außerhalb davon, im Innern herrscht ewiges Schweigen.

Obwohl deine Augen weit geöffnet sind, hast du doch das Gefühl, dich durch eine Traumlandschaft zu bewegen. Im Geiste siehst du dich durch ein hohes, dunkelleuchtendes Tor treten. Du weißt: Dies ist der Eingang in ein geheimnisvolles Buch, und du bist auf einmal ein Teil davon.

Über dir kreisen schwarze Engel am Himmel. In ihren Händen tragen sie Schalen, die wie aus der tiefsten Finsternis der Nacht geformt sind. Ihre Form ist nur zu erkennen, weil sie von einem grellen Kranz umgeben sind, wie bei einer Sonnenfinsternis.

Diese Schalen aber sind angefüllt mit einer Masse, die tausendmal dunkler ist als die dunkelste Nacht, zugleich aber heißer als der heißeste Stern. Diese Masse gießen die schwarzen Engel aus in den Himmel und über das Land.

Im selben Augenblick spürst du, wie ein gewaltiges Beben die Luft erfüllt. Es ist, als würde sie sich von selbst entzünden. Brennende Wolken ziehen am Himmel auf und speien ihren Funkenregen auf die Erde. Der kleinste Funken ist größer als das hellste Feuer, das du je gesehen hast.

Alles, was von diesem Funkensturm erfasst wird, verliert seine Gestalt. Wer immer in seine Richtung sieht, erblindet für immer.

Selbst die Flüsse färben sich rot von dem alles verzehrenden Feuer. Ihre feuerroten Wasser vermischen sich mit dem blutroten Atem der Lebewesen, die in ihm ihre Seele aushauchen. Steine werden darin zermahlen wie Sand.

Es ist, als würde das Feuer sich materialisieren in den Flüssen, als würde es als flüssige Masse durch das Land schießen, um auch in den Wassern alles Leben auszulöschen. Sobald diese feurige Masse auf das Meer trifft, vernimmst du ein gewaltiges Zischen. Im nächsten Augenblick rollt ein Tsunami aus flammender Luft über das Land, der alle Vögel vom Himmel reißt und alle Bäume entlaubt.

Als der Flammensunami abebbt, hat das Meer sich in Luft aufgelöst. Die Sonne verschwindet hinter gewaltigen Rauchsäulen, und eine undurchdringliche Finsternis legt sich über die Welt. Heiß ist der Atem, der diese Finsternis erfüllt, heiß und giftig wie der Atem desjenigen, der seit Anbeginn der Zeiten nach der Zerstörung der Schöpfung getrachtet hat.

Natürlich erkennst du sofort, in welches Buch du in deinem Traum eingetreten bist. Sogar während du in dem Tagtraum versunken bist, ist dir bewusst, in wessen düstere Visionen du hier hineingeraten bist. Oft genug hast du daraus ja in deinen Predigten vorgelesen.

Und doch stellt sich kein Gefühl der Vertrautheit ein. Es ist keineswegs so, dass die frühere Begegnung mit den düsteren Bildern diesen etwas von ihrem Schrecken nimmt. Eher ist das Gegenteil der Fall.

Nie hättest du gedacht, dass das Grauen, das du immer als Vision für den Endpunkt der Entfremdung von Gott gedeutet hattest, Wirklichkeit werden könnte. Denn auch wenn dein Tagtraum in einer anderen Sprache zu dir gesprochen hat als die Wirklichkeit, in der du gefangen bist, sind seine Bilder doch nur ein anderer Ausdruck für das, was du durchleben musst.

So entfalten die altbekannten Bilder erst jetzt ihren wahren Schrecken für dich. Früher sahst du darin einen Widerhall des Zorns Gottes über die Abkehr der Menschen von ihm. Auch das war, wie du dir eingestehen musst, nicht immer ein angenehmer Gedanke für dich: Was war das für ein Gott, der in seinem Zorn fähig war, seine Schöpfung und die darin lebenden Wesen auf diese archaische Weise zu geißeln?

Zum Trost konntest du dir aber stets sagen, dass der Zorn Gottes immerhin darauf hindeutete, dass ihm etwas an seiner Schöpfung lag; dass er Anteil nahm an ihr und dass seine Handlungen – auch wenn sie Leben auslöschten – am Ende doch stets darauf ausgerichtet waren, das Wesen seiner Schöpfung zu bewahren.

Nun aber, da du auf den seelenlosen Trümmerhaufen schaust, der einmal deine Kirche war, ist alles anders. Nun wünschst du dir fast, Gott würde den Schutzschild seines Zorns über dich breiten, um dich vor jenem anderen Zorn zu bewahren, der wie eine menschengemachte Naturgewalt über dich hereingebrochen ist.

Jetzt erst begreifst du, dass die wahre Apokalypse nicht aus dem Zorn Gottes erwächst, sondern aus seiner völligen Abwesenheit.

Bild: Nicholas Roerich (Nikolai Rerich, 1874 – 1947): Der letzte Engel (1912); Estonian Roerich Society / Wikimedia commons



Die Zehn Gebote im Krieg

1. Ich bin dein Herr, der Kriegsgott. Jeden meiner Befehle sollst du bedingungslos ausführen.
2. Du sollst töten, brandschatzen und morden. Je wahlloser und kompromissloser du tötest, desto gottgefälliger ist dein Handeln.
3. Du sollst dein Vaterland und Mutter Heimat in Ehren halten. Dies kannst du tun, indem du dein Vaterland erweiterst und Mutter Heimat Menschenopfer darbringst.
4. Du sollst dir keine Mußestunden gönnen. Jeder Tag, an dem du deinem Gott, dem Herrn des Krieges, dienst, ist ein Feiertag für dich.

5. Du sollst so viele Lügen wie möglich über deinen Nachbarn verbreiten. Je düsterer sein Bild, desto größer die Bereitschaft, ihn zu vernichten.
6. Du sollst das Hab und Gut deines Nachbarn an dich nehmen. Er verdient keinerlei Besitz.
7. Du sollst stehlen, was dein Herz begehrt. Jedes Beutestück ist ein Juwel auf dem Altar deines Herrn.
8. Du sollst Mutter, Tochter und Großmutter deines Nachbarn vergewaltigen. Versenke den Samen deines Herrn in ihnen, auf dass sie für immer das Brandmal seiner Herrschaft in sich tragen.
9. Du sollst keine Ehrfurcht empfinden – auch nicht vor mir, deinem Herrn. Fluche ruhig auf deinen Gott, wenn dir danach ist – dein Zorn wird dich zu einem umso schlagkräftigeren Diener machen.
10. Du sollst das Bildnis deines Herrn immer in deinem Herzen tragen. Willst du dir ein Bild von mir machen, so schau in den Spiegel: Die Grimasse des Hasses, die dich von dort anbleckt – das bin ich!

Bild: Edgar Bundy (1862 – 1922): Der Tod, als General auf einem Schlachtfeld reitend (1911); Wikimedia commons

Vorspiel



*Albert Chmielowski (1846 – 1916): Der Tod mit einer Feuersbrunst;
zentraler Teil des Triptychons "Katastrophe" (nach 1870);
Warschau, Nationalmuseum (Wikimedia commons)*

Ein Angriff auf das Nachbarland. Ist es ein Überfall? Oder haben die Nachbarn sich den Angriff selbst zuzuschreiben?



Überfallpläne

Das Anwesen deines Nachbarn hat dir schon immer gefallen. Geräumig ist es, mit zahlreichen Nebengebäuden und einem Haupthaus, das über etliche Seitentrakte verfügt. Die meisten Fenster sind nach Westen ausgerichtet – eine ideale Ergänzung zu deinem eigenen Anwesen, in dessen Häusern sich die Fenster eher nach Osten hin öffnen.

Schon lange hast du deshalb den Plan gehegt, dir das Anwesen deines Nachbarn anzueignen. Du bist stark, viel stärker als dein

Nachbar. Wenn du gewollt hättest, hättest du dir seinen Besitz auch einfach nehmen können.

Das aber hätte deinem Ansehen bei den anderen Nachbarn geschadet. Schließlich hat niemand es gerne, wenn andere sich an seinem Besitz vergreifen. Derartige Vorkommnisse führen deshalb zu einem reflexhaften Mitgefühl mit dem Überfallenen.

So bist du lieber behutsam vorgegangen. Zuerst hast du behauptet, dein Nachbar sei gar nicht der rechtmäßige Besitzer seines Anwesens. In Wahrheit wärst du es, der darauf Anspruch habe, da deine Vorfahren dort gelebt hätten.

Dies hat die Situation grundlegend geändert. Auf einmal musste es allen – außer dem Nachbarn mit dem Anwesen, auf das du ein Auge geworfen hast – als nette Geste erscheinen, dass du andere auf deinem Grund und Boden wohnen liebst. Gleichzeitig gestand man dir das Recht zu, über die Angelegenheiten des Nachbaranwesens mitzubestimmen – da du ja nun als dessen rechtmäßiger Besitzer erschienst.

Nun war der Boden bereitet für die Übernahme des fremden Anwesens. Um deine Nachbarn – aber auch die Mitbewohner auf deinem eigenen Anwesen – von der Notwendigkeit dieser Übernahme zu überzeugen, hast du dich wieder deines erzählerischen Talents bedient.

Erneut kreiste deine Geschichte um deine Vorfahren. In Kellern und Seitentrakten des fremden Anwesens, so verkündetest du mit entrüsteter Stimme, würden Verbrechen an ihnen verübt. Ja, nach außen hin gebe sich dein Nachbar als Menschenfreund. In Wahrheit sei er jedoch ein skrupelloser Foltermeister.

Da dein Nachbar die Anschuldigungen natürlich zurückwies, hast du – nach einer gewissen Schamfrist, in der du das Gift deiner Geschichte seine Wirkung tun ließest – die Keller und Seitentrakte deinem Anwesen einverleibt. Dann hast du dich wieder zurückgelehnt und abgewartet.

Selbstverständlich war die Empörung bei deinen anderen Nachbarn groß. Aber mit der Zeit trat doch ein gewisser Gewöhnungseffekt ein. Irgendwann hatten alle stillschweigend akzeptiert, dass die Teile des fremden Anwesens, die du dir genommen hastest, nun zu deinem Anwesen gehörten.

Da hast du zum entscheidenden Schlag ausgeholt. Lange habest du, so erklärtest du eines Tages, mit Engelszungen auf deinen Nachbarn eingeredet, damit er aufhöre, die Nachkommen deiner Vorfahren zu drangsalieren. Dein Nachbar aber habe dich noch nicht einmal angehört. Nun sei deine Geduld am Ende. Es sei einfach deine moralische Pflicht, dort für Ordnung zu sorgen. Was, wenn dein Nachbar sein menschenverachtendes Verhalten am Ende noch auf andere Anwesen übertragen sollte?

So müssten deine Leute nun eben eine Säuberungsaktion auf dem fremden Anwesen durchführen. Angesichts der Inhumanität deines Nachbarn bleibe dir gar nichts anderes übrig, als dort selbst die Kontrolle zu übernehmen.

Natürlich sind die anderen Nachbarn ganz und gar nicht einverstanden mit deiner Vorgehensweise. Aber damit hast du gerechnet. Sollen sie dich ruhig tadeln und dein Verhalten verurteilen – Hunde, die bellen, beißen nicht.

Am Ende werden sie sich auch dieses Mal wieder mit den neuen Verhältnissen abfinden, für die du sorgen wirst. Zwar können sie

sich alle gut in die Situation desjenigen hineinversetzen, dessen Anwesen du an dich reißt. Ihr Mitgefühl reicht jedoch nicht aus, um ihrem überfallenen Nachbarn zu Hilfe zu eilen. Schließlich ruft dein Verhalten außer Mitleid noch ein anderes Gefühl bei ihnen hervor – Angst. Angst, dass du auch auf ihr Anwesen Anspruch erheben könntest.

Vielleicht ist das ja auch wirklich keine schlechte Idee, denkst du dir. Fürs Erste wirst du aber die Gebäude auf dem Anwesen deines Nachbarn abreißen. Wenn du dort erst einmal schöne neue Häuser errichtet hast und deine eigenen Leute darin eingezogen sind, wird ohnehin bald vergessen sein, dass dort einmal dein Nachbar mit seiner Sippe gewohnt hat.

Nach einer Weile werden sich die Wogen geglättet haben, und deine übrigen Nachbarn werden wieder ganz normal mit dir verkehren.

Dann wirst du zum nächsten Schlag ausholen.

Bild: Félix Vallotton (1865 – 1925): Landschaft mit brennenden Ruinen (1915); Bern, Museum der Schönen Künste (Wikimedia commons)

Außenansicht des Krieges



William Turner (1775 – 1881): *Der Brand des Londoner Parlamentsgebäudes am 16. Oktober 1834* (1835);
Cleveland Museum of Art (Wikimedia commons)

Menschen flüchten vor Bomben in U-Bahnschächte. Szenen wie aus einem Katastrophenfilm. Ein vielversprechender Aufmacher für die Abendnachrichten.



Der Tod im Schaufenster

Manchmal, wenn du in einen kurzen Halbschlaf sinkst, erscheint dir das Vibrieren des Bodens unter dir wieder wie das Rattern der Metro. Dann ist es dir, als würdest du auf der Fahrt zur Arbeit ein kurzes Nickerchen halten, während dein kleines Töchterchen längst in der Krippe spielt.

Kurz darauf aber wimmert etwas an deinem Ohr. Die Augen aufreißend, blickst du in das erschreckte Gesicht deines Kindes. Es

hat sich eng an dich geschmiegt, als eine erneute Detonation den Boden erschüttern ließ.

Augenblicklich stürzt du zurück in die Wirklichkeit. Jetzt steht es dir wieder klar vor Augen: Der Metroschacht hat sich in einen Luftschutzbunker verwandelt. Das Ungeheuerliche ist Realität geworden. Menschen, die noch gestern deine Nachbarn waren, scheinen auf einmal von einer seltsamen Krankheit befallen zu sein. Einer Krankheit, die schlimmer ist als die Pest und die Tollwut zusammen, weil sie aus Menschen Bestien macht, die in ihren Mitmenschen nur noch Ziele sehen für ihre Tötungswut.

Ein summendes Geräusch: dein Smartphone! An der Nummer erkennst du, dass es jemand aus jener anderen, unendlich weit entfernten Welt ist, in der die wichtigste Frage noch immer die nach dem Wochenendwetter ist.

Du kennst diese Welt. Vor Jahren hast du sie einmal besucht. Zu einer Zeit, als es noch Brücken gab zwischen ihr und deiner eigenen Welt. Jetzt kommt es dir vor, als würde dich jemand aus einer anderen Galaxie anrufen.

Seltsam – du kannst das Gespräch annehmen, du kannst mit der Person in jener anderen Welt reden, als würde sie neben dir stehen. Du kannst sie sogar sehen auf dem kleinen Display deines Smartphones, so wie auch sie dich sehen kann.

Erinnerungen steigen in dir auf, Bilder wie aus einem fremden Traum: ein Sommerabend, mild scheint die Sonne auf einen großen Platz, es duftet nach Bier und Cappuccino. Ein Brunnen plätschert, und du unterhältst dich mit eben jener Frau, die jetzt als Geist aus einer anderen Galaxie auf dem Mini-Monitor zu sehen ist.

Sie erzählt dir, dass sie jetzt für das Fernsehen arbeitet. Ob du wohl bereit wärst, über deine Situation zu berichten?

Gut, denkst du, warum nicht, vielleicht kommt mir dann ja endlich jemand zu Hilfe. Von irgendwoher ist wieder ein lauter Knall zu hören. Dein Kind zuckt zusammen, vorsichtig wiegst du es in deinen Armen, bis es sich in den Schlaf wimmert.

Dann erzählst du von den Menschen, die zu Anhängseln ihrer eigenen Tötungsmaschinerie geworden sind; von einstürzenden Häusern und brennenden Straßenzügen; von zerrissenen Familien und dem verlorenen Glauben an die Normalität; von dem Werwolf, den du auf einmal in jedem Menschen siehst.

Die Frau in jener anderen Welt, in die keine Brücken mehr führen, bedankt sich rasch bei dir, offenbar ist die Sendezeit begrenzt. Sie versichert dich ihrer Solidarität und verweist die Menschen in der fernen Galaxie auf ein Spendenkonto. Es klingt, als würde sie für ein Gewinnspiel werben.

Als dir wieder kurz die Augen zufallen, siehst du dich in einem Schaufenster sitzen. Schaulustige flanieren daran vorbei, manche bleiben kurz stehen und schauen zu, wie die Tollwütigen sich daranmachen, dich zu zerfleischen. Entsetzt schütteln die Flaneure den Kopf, dann gehen sie rasch weiter. Der Anblick ist einfach nicht zu ertragen.

Bild: Gustave Doré (1832 – 1883): L'enfant blessé (Das verletzte/verwundete Kind; um 1870); Wikimedia commons

Ein Völkermord vor den Augen der Weltgemeinschaft: Sollen wir den Opfern zu Hilfe kommen? Oder ist das zu gefährlich für uns?



Der Luftwaffengeneral liebt seine Kampfjets

Manchmal, nachdem du auf all den Konferenzen und Pressemeetings die Welt deiner grimmigen Entschlossenheit versichert hast, gehst du spätabends noch in den Hangar mit den Kampfjets.

Dann stellst du eine Leiter an einen der schlanken Metallkörper und steigst andächtig hinauf. Behutsam streicht deine Hand über den kalten Leib, der im Halbdunkel geheimnisvoll glitzert.

Wenn du die Augen schließt, trägt dich der Strom der Erinnerungen zurück in die glücklichsten Stunden deines Lebens. Du bist wieder ein kleiner Junge, vor dir stehen in Reih und Glied die Zinnsoldaten, die dein Opa dir geschenkt hat. Ihre Blicke sind starr nach vorne gerichtet, auf dich, ihren unumstrittenen Führer,

der ihnen im nächsten Augenblick in einem Befehl sein strategisches Genie beweisen wird.

Deine Zinnsoldatenarmee war der leuchtende Mittelpunkt der gesamten Nachbarschaft. So groß war ihre Strahlkraft, dass auch die Nachbarjungen über eine solche Armee gebieten wollten. Wochenlang lagen sie ihren Vätern mit ihren Bitten in den Ohren, bis diese schließlich in Trödelläden die Soldatenträume früherer Jahrhunderte zusammenkaufen.

Von da an spieltest du nicht mehr allein. Fast jeden Nachmittag trafst du dich mit anderen Feldherren, die sich ebenfalls eine Zinnsoldatenarmee aufgebaut hatten. Freilich: Du nahmst nicht jeden auf in deine Bande. Die anderen mussten schon einiges zu bieten haben, um von dir als gleichwertige Partner anerkannt zu werden. Blank geputzt mussten ihre Krieger sein, groß an Zahl, und natürlich unversehrt.

Durch die strengen Auswahlkriterien spielten sich die Kämpfe auf höchstem Niveau ab. Stets achtetest du darauf, dass die ritterlichen Fehderegeln peinlich genau befolgt wurden. Und wann immer einer von euch von einer konkurrierenden Bande attackiert wurde, standet ihr einander in unverbrüchlicher Treue bei.

Nur ein einziges Mal ist dir ein Fehlgriff unterlaufen. Ein Neuankömmling – kam er nicht auch aus jenem Land im Osten, von dem jetzt so viel die Rede ist? – hatte so lange um deine Freundschaft gebuhlt, dass du ihn schließlich trotz seiner offenkundig minderwertigen Armee in deine Bande aufgenommen hast.

Es dauerte nicht lange, da musstest du schmerzlich erfahren, welche schwerwiegenden Folgen ein einziger kleiner Moment der Schwäche im harten Geschäft des Krieges haben kann. Viel zu

ungestüm stürmte der Neue mit seinen Soldaten vor, so dass er schon bei der ersten Truppenübung einem deiner Generäle einen Arm abriss – ausgerechnet deinem Alter Ego, über das du deine Befehle an die Truppe weiterzugeben pflegtest!

Natürlich hast du den Neuen daraufhin mit Schimpf und Schande aus deiner Bande ausgeschlossen. Außerdem warst du danach noch vorsichtiger als zuvor bei der Auswahl neuer Mitglieder.

In gewisser Weise war der Vorfall von damals aber auch eine wichtige Lehre für dich. Bis heute folgst du dem Grundsatz, dass die Stärke eines Bündnisses auf der Stärke jedes einzelnen Mitglieds beruhen muss. Nur dann ist es – davon bist du zutiefst überzeugt – auch sinnvoll, sich zu gegenseitigem Beistand zu verpflichten.

Deshalb verstehst du auch nicht, warum jetzt manche fordern, du müsstest mit deinen Kampfjets einem anderen Land zu Hilfe kommen, auch wenn es nicht Teil deines Bündnisses ist. Gut, auch dir tut es in der Seele weh, wie eklatant die Regeln der Ritterlichkeit bei dem Amoklauf gegen dieses Land und seine Menschen verletzt werden. Dennoch: Bündnisregeln sind Ehrenregeln. Wer sie in einem Fall verletzt, setzt sie in Gänze außer Kraft.

Du bist nun einmal kein Polizist – und erst recht kein Menschenrechtsaktivist.

Ja, wenn jemand deine Kampfjetflotte angreifen würde – das wäre natürlich etwas anderes. Da würdest du nicht zögern, zum Gegenschlag auszuholen. So aber erfreust du dich lieber weiter an den Räuber-und-Gendarm-Spielen der geflügelten Wunderwerke am stahlblauen Himmel.

Ist es nicht deine Pflicht, ihnen ihre Unschuld so lange wie möglich zu bewahren? Wäre es nicht ein Verrat an deinen Schutzbefohlenen, wenn du riskieren würdest, dass sie für fremde Zwecke vom Himmel geholt werden?

Bild: Anja (Cocoparisienne): Düsenjets (Pixabay; Ausschnitt, aufgehellt)

Bei einem Angriffskrieg diktieren der Aggressor die Bedingungen für eine Verhandlungslösung.



Verhandlungen mit einem Amokläufer

Ein sonniger Vorfrühlingstag. Du gehst im Park spazieren, begierig auf ein paar unbeschwerete Stunden, darauf, endlich wieder diese ungetrübte Lust am Leben spüren zu können, die dir in all den dunkelkalten Wintermonaten verwehrt war.

Leider geht aber jenseits der Grenze – nach den Maßstäben deiner Zeit nur einen Katzensprung von dir entfernt – eine ganze Armee von Amokläufern um. Wahllos löschen sie alles Leben aus, das sich ihnen in den Weg stellt.

Deshalb sind da jetzt diese Bilder, die du einfach nicht aus dem Kopf bekommst. Bilder von brennenden Häusern und zu Tode verängstigten Menschen in Kellern und Bunkern. Bilder, die dir vorkommen wie Alpträume aus einem vergangenen Jahrhundert.

Es erscheint dir nicht nur obszön, die Sonne zu genießen, während anderswo die Sonne für immer unterzugehen droht. Du

fürchtest auch, die Sonnenfinsternis könnte bald ebenso dein eigenes kleines Glück für immer verdunkeln.

Also beschließt du, mit dem Obersten Amokläufer zu verhandeln. "Lieber Herr Amokläufer", bittest du ihn, "wir möchten doch alle gerne in Frieden leben. Kannst du dich nicht ein bisschen zusammenreißen?"

Der Amokläufer interessiert sich zunächst nicht für deine Worte. Er gibt nur ein unverständliches Knurren von sich und lässt die anderen Amokläufer weiter mit ihren Hightech-Waffen um sich schießen.

Als du ihn noch flehentlich ansprichst, gibt er schließlich nach. "Na gut", gesteht er dir grimmig zu, "ich will mal nicht so sein. Das Land, auf dem meine Opfer gelebt haben, musst du mir aber überlassen."

"Aber Herr Amokläufer", wendest du ein, "das geht doch nicht! Das wäre ganz gegen die guten Sitten!"

"Na gut", bietet er dir großmütig an, "weil du's bist. Meinetwegen kannst du einen Grenzstreifen behalten. Dafür morden wir aber noch ein bisschen weiter."

Und jetzt? Sollst du dich auf das Angebot einlassen? Immerhin hast du mit dem Amokläufer bislang immer gute Geschäfte gemacht – und die möchtest du nicht für alle Zeiten aufgeben. In gewisser Hinsicht bist du sogar abhängig von ihm, um deine Geschäfte am Laufen zu halten.

Aber was, wenn der Amokläufer – ermutigt durch die fette Beute, die ihm sein Amoklauf eingebracht hat – auch gegen dich selbst demnächst Amok läuft? Wie sollst du dann mit ihm verhandeln?

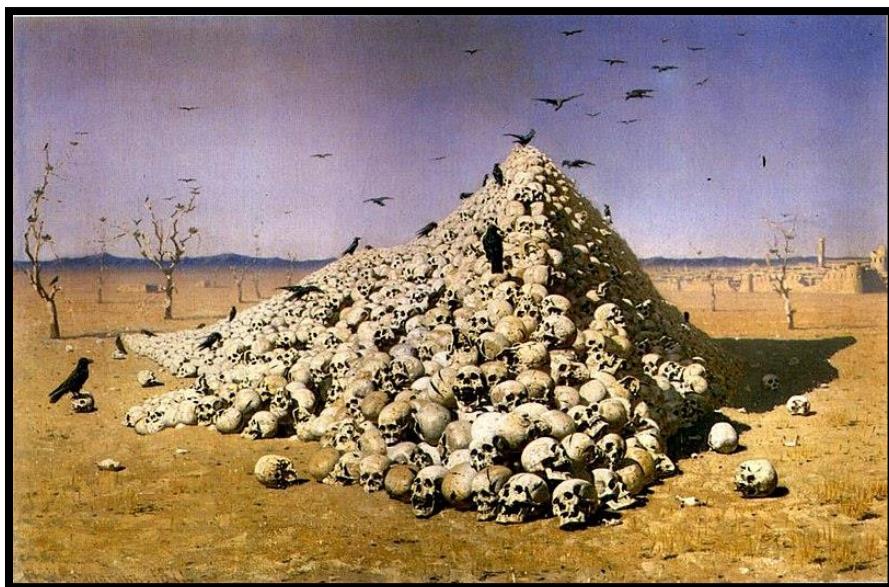
Was kannst du ihm dann noch anbieten, um ihn von seinem Tun abzuhalten?

Ohne dich auf das Angebot des Obersten Amokläufers einzulassen, gehst du wieder zurück in den Park. Die Sonne streichelt dir noch immer über die Wangen, die Erde erzittert wie in jedem Frühling unter dem aufblühenden Leben.

Du aber bleibst gefangen in dem unsichtbaren Käfig, in den der Amokläufer dich gesperrt hat. Wirst du ihn je wieder verlassen können?

Bild: Wladimir Putin bei der Betäubung eines Sibirischen Tigers (Amurtigers) im Südosten Russlands (Premier.gov.ru / Wikimedia commons; verfremdet)

Wenn der Krieg sein Gesicht verliert, wird das Morden zu einem Strategiespiel.



Kriegschronik

Der erste Mord hatte ein Gesicht für dich: das Gesicht einer alten Frau, die unter den Trümmern ihres Hauses begraben worden war. Entsetzt verlangtest du, die Täter zur Rechenschaft zu ziehen.

Auch der zweite Mord wandte dir ein Gesicht zu: das eines jungen Soldaten, der am Straßenrand in seinem Blut lag. Empört verlangtest du die sofortige Einstellung der Kampfhandlungen.

Der dritte Mord traf eine ganze Division. Entrüstet riebst du die Konfliktparteien zur Zurückhaltung auf.

Der vierte Mord brachte eine ganze Stadt zum Einstürzen. Da verlor der Mord sein Gesicht für dich. Auf einmal sahst du überall nur noch Trümmer und Schutt. So richtetest du dein Augenmerk auf den Wiederaufbau und auf Hilfe für die Flüchtlinge.

Der fünfte Mord setzte ein ganzes Land in Brand. Da erinnertest du dich der Friedensreden, die du früher stets an den Feiertagen gehalten hattest. Inbrünstig fordertest du eine Rückkehr an den Verhandlungstisch. Ein schlechter Frieden sei besser als ein guter Krieg, verkündetest du, berauscht von deiner eigenen Weisheit.

Der letzte Mord ist eine Massenvergewaltigung. Interessiert stehst du am Rand des Schlachtfelds und diskutierst mit anderen Experten über die Strategie der Angreifer: Werden sie alle Opfer auf einmal vergewaltigen? Oder doch eher eines nach dem anderen? Werden sie die Opfer einkesseln, um sie an der Flucht zu hindern? Werden sie überfallsartig in sie eindringen oder sie zuvor fesseln? Werden sie sie vor oder nach der Vergewaltigung töten?

Und die Opfer: Werden sie sich wehren? Wäre es klug, Widerstand zu leisten? Sollten sie sich nicht eher, wie alle folgsamen Lämmer, klaglos in ihr Schicksal ergeben?

Bild: Wassiliij Wereschtschagin (1842 – 1904): Apotheose des Krieges (1871); Moskau, Tretjakow-Galerie (Wikimedia commons)

Innenansicht des Krieges



Wiktor Wasnjetzow (1848 – 1926):
*Blitze schleudernder Engel in der Apokalypse; Skizze für ein Gemälde
in der Kiewer Wladimirkathedrale (1887); Wikimedia commons*



Täterprofil

Du bist das Gesetz.
Wer sich nicht verneigt
vor deiner steinernen Tafel,
den verfolgst du als Gesetzlosen.

Du bist ein Richtschwert.
Willenlos beugst du dich
der Hand deiner Herren
und senkst dich auf den Nacken ihrer Gegner.

Du bist ein Kammerjäger.
Dein Spiegelbild ist dein Reinheitsideal.
Was sich ihm nicht fügt,
ist Ungeziefer für dich.

Du bist ein Automat.
Was sich bewegt, wird registriert.
Was Verdacht erregt, wird identifiziert.
Was kein Automat ist, wird eliminiert.

Du bist ein Computerspiel.
Ein bewegtes Objekt
ist ein Lockruf für dich,
der Stillstand deine Belohnung.

Du bist ein Jagdhund.
Das Blut deiner Opfer
macht dir Appetit
auf noch mehr Blut.

Bild: Ephraim Moses Lilien (1874 – 1925): Der entfesselte Prometheus, aus einem Buch aufsteigend und mit einer Peitsche Krähen vertreibend; im Hintergrund die Moskauer Basilius-Kathedrale (Ex Libris Maxim Gorki, 1905); aus: Ephraim Moses Lilien: Briefe an seine Frau, 1905 – 1925, herausgegeben von Otto M. Lilien und Eve Strauss, Einleitung von Ekkehard Hieronimus. S. 70. Königstein/Ts. 1985: Jüdischer Verlag Athenäum (Wikimedia commons).

Wer die Existenzberechtigung eines anderen Volkes bestreitet, leugnet grundsätzlich den Wert von kultureller Vielfalt. Sein Ideal besteht aus einem Paradies, in dem alle nach seinem eigenen Bild geformt sind.



Bombenteppich zum Paradies

Das Bild, das sich deinen Augen darbietet, ist ein einziges großes Trümmerfeld. Dein visionärer Blick aber sieht darin das Paradies.

Du weißt: Was mit einer Vertreibung begann, muss auch mit einer Vertreibung enden. Die Menschen sind heute einfach des Paradieses entwöhnt. Was sie als paradiesisch empfinden, ist in Wahrheit nur eine Täuschung des Höllenfürsten, ein Trugbild, das eben jenem Exil entspringt, in das sie durch die Vertreibung aus dem Paradies geraten sind.

Wie oft schon hat der Allmächtige den Menschen seine Hand gereicht, um sie in das Paradies zurückzuführen! Er hat ihnen die

Sintflut geschickt, die Zehn Plagen, ganze Städte hat er ausgelöscht. Immer war die Botschaft dahinter: Lasst ab von dieser Welt, kehrt zurück in mein angestammtes Reich, in dem ich mit euch leben möchte!

Aber die Menschen haben Gott nicht verstanden. Statt zu Gottvater zurückzukehren, haben sie wie trotzige Kinder das Zerstörte wieder aufgebaut. So haben sie immer wieder dieselben Fehler begangen und sich in derselben Gottesferne eingerichtet.

Nun aber hast du dich zum Werkzeug des Allmächtigen gemacht. Durch deine Hand wird das Zerstörungswerk vollendet werden, das bislang stets Stückwerk geblieben ist. Es ist wie bei einem alten, baufälligen Haus. Nur wenn es ganz abgerissen und von Grund auf neu aufgebaut wird, ist ein Neuanfang möglich. Renovierungen verlängern nur die Agonie.

Natürlich ist dir bewusst, dass es noch ein weiter Weg ist bis zum Paradies. Das Trümmerfeld, das sich vor dir erstreckt, ist nur der erste Schritt dorthin. Aber vielleicht lassen sich andere ja auch von deiner heroischen, entschlossenen Tat anstecken. Wenn überall auf der Welt die Aufrechten, Gottesfürchtigen ihre gottfernen Nachbarreiche zu Asche zermahlen, wird der Tag der Erlösung viel früher heraufdämmern als es jetzt, angesichts des Widerstands all der Gottlosen, scheint.

Gott ist groß. Groß, stark und mächtig. Alles Schwache, Kleinteilige, Zerstückelte ist ihm fremd. Deshalb war, denkst du, die vielleicht größte Strafe, die Gott den Menschen je geschickt hat, die babylonische Sprachverwirrung. Seit die Menschen nicht mehr die Sprache Gottes sprechen, sind sie nicht nur seinem Willen entfremdet. Sie verstehen einander auch selbst nicht mehr.

Diesen Zustand wirst du nun beenden. Jeder große Weg beginnt mit einem ersten Schritt. So wirst auch du zuerst deinen Nachbarn von der Anmaßung abbringen, in einer eigenen Sprache zu sprechen. Wie soll auch im Großen eine paradiesische Harmonie entstehen, wenn noch nicht einmal im Kleinen Eintracht herrscht?

Am Ende deines Weges aber wird die gottlose Sprachverwirrung der Vergangenheit angehören. Dann werden alle deine Sprache sprechen. Alle werden so denken und so fühlen wie du. Alle werden auf die Befehle deiner Führer hören, alle werden sich ihrem Willen beugen und sie verehren als das, was sie schon heute sind: Stellvertreter Gottes auf Erden, heilige Werkzeuge zur Durchsetzung seines Willens.

Dann werden die Menschen auch wieder eine innigere Beziehung zum Allmächtigen haben und seine Wege verstehen, so unergründlich sie ihnen heute auch erscheinen mögen. Dann werden sie einsehen, dass die Auslöschung ganzer Familien, Städte, Völker und Kulturen in Wahrheit kein Akt der Barbarei ist, sondern ein Zeugnis der Barmherzigkeit Gottes.

Es ist, als würde Gott selbst sich dazu herablassen, als Gärtner das Unkraut zu jäten, das sich in seiner Schöpfung ausgebreitet hat. So ist der Bombenregen, den du jetzt wieder auf die Reise schickst, letztlich ein Werk Gottes. Weil aber Gott durch dich handelt, bist auch du im Grunde mehr als nur ein Diener Gottes. Indem du Teil hast an seiner Allmacht, wirst du selbst zum Allmächtigen.

Bild: Muirhead Bone (1876 – 1953): Kriegszeichnungen: Inconnu (1918); Wikimedia commons

Ein Terrorangriff auf ein ganzes Land – die dunkle Nacht der Luftschutzbunker ist auch die Nacht des menschlichen Geistes.



Umnachtung

Als das Bombardement begann, bist du mit den anderen in den Luftschutzbunker geflohen. Tausendmal hattet ihr das geübt – der Angriff war ja abzusehen gewesen. So lag auch jetzt noch ein Hauch von Routine, ja – zumindest für die Kinder – von Spiel darin. Es dauerte eine Weile, bis euch klar wurde, dass der Bunker nichts anderes war als der Vorhof zur Hölle.

Kalt ist es hier unten, kalt und dunkel. Irgendwo flackert noch eine Kerze ihrem Ende entgegen, bald wird es ganz finster sein. Dann wird auch der äußere Eindruck dem entsprechen, was deine Realität ist: Du bist lebendig begraben.

Anfangs war das Wehklagen groß hier unten, auch wenn alle sich bemühten, sich zusammenzureißen. Niemand wollte seinen Schmerz den anderen aufdrängen. Alle wussten ja, dass jeder genug mit sich selbst zu tun hatte. Familien waren getrennt worden, viele Angehörige harrten in anderen Städten aus, und die Männer zwang der Angriff ohnehin dazu, sich mit ihren steinschleuderartigen Waffen der Hightech-Armee des Gegners in den Weg zu stellen.

Mittlerweile ist es ganz still geworden. Ab und zu das dumpfe Hallen der Detonationen, ansonsten – Schweigen. Der Tod spricht nicht. Stumm geht er durch eure Reihen und führt einen nach dem anderen ab in sein leeres Nichts.

Längst ist der Weg nach draußen blockiert. Und selbst wenn dem nicht so wäre, hätte es keinen Sinn mehr, auf die Straße zu gehen und sich dem Bombenhagel auszusetzen. Von Trümmern kann sich niemand ernähren.

Jetzt wärest du froh, du hättest dich mit deinem Mann an die Front gemeldet. Aber ihr hattet euch nun einmal früh entschieden, dass du im Fall der Fälle bei Sascha, eurem kleinen Sohn, bleiben solltest.

"Im Fall der Fälle ..." Das war die Umschreibung, mit der ihr damals auf das Unvorstellbare angespielt habt, so wie man früher "Gottseibeius" sagte statt "Teufel". Als könnte man das Grauen davon abhalten, Wirklichkeit zu werden, indem man es nicht beim Namen nennt.

Und jetzt ist das Unvorstellbare deine Realität – und das, was früher deine Realität war, wird von Minute zu Minute unvorstellbarer. Ja, wenn Sascha neben dir wimmert – "Mama, ich habe

solchen Hunger ..." –, dann versuchst du ihn zu trösten, indem du ihm die Rückkehr in jene unvorstellbare Realität ausmalst.

"Hab keine Angst, mein Kleiner, es wird alles gut", beruhigst du ihn dann, indem du deine Lippen auf sein staubiges Haar drückst. "Bald werden wir in unsere Wohnung zurückkehren, dann kuche ich dir dein Lieblingsessen. Eine doppelte Portion, wenn du willst! Morgens kuscheln wir dann wieder im Bett, bevor Mama und Papa zur Arbeit gehen und du, wie jeden Morgen, viel zu spät zur Bushaltestelle stürmst, um wenigstens einmal nicht zu spät zur Schule zu kommen. Und am Sonntag gehen wir in den Park und spielen Fußball, diesmal spiele ich auch mit – versprochen!"

Ein seltsames Gefühl ist das, ein Leben, das gestern noch ganz normal war, wie ein Märchen zu erzählen. Aber was bleibt dir schon anderes übrig? Sollst du deinem Kind etwa die Wahrheit gestehen? Sollst du ihm von den zwei Gesichtern der menschlichen Zivilisation erzählen? Von der Technik, die ihm all die Annehmlichkeiten seines früheren Alltags ermöglicht hat, die gleichzeitig aber auch das entwickeln geholfen hat, was diesen Alltag jetzt für immer zerstört?

Noch ein kurzes Aufflackern, dann erlischt auch eure letzte Kerze. Irgendwo tropft es von der Decke, wie zum Hohn. Längst habt ihr eure Wasserreserven rationiert, trotzdem werden sie nicht mehr lange reichen.

Ist es Tag? Ist es Nacht? Egal – der Tod kennt keine Zeit.

Warum, so fragst du dich immer wieder, hast du die Stadt nicht früher verlassen? Aber wohin hättest du fliehen sollen? Und hätte man dich dort aufgenommen?

Ja, es hatte ernst zu nehmende Drohungen gegeben, und ja, es war vor der Apokalypse gewarnt worden, die du jetzt durchlebst. Aber wenn alle vor den Drohungen fliehen würden, die andere gegen sie aufstoßen, wäre die ganze Welt auf der Flucht.

Und die Apokalypse will eben niemand wahrhaben. Vulkanausbrüche können die Atmosphäre verdunkeln, Erdbeben können Städte unter sich begraben, Asteroiden können auf die Erde stürzen. Der Weltuntergang – oder zumindest der Untergang einzelner Welten – ist jederzeit möglich. Aber wer ein ruhiges Alltagsleben haben will, muss das nun einmal verdrängen.

Weiter hinten im Bunker stöhnt eine alte Frau. Sie litt schon unter Bronchitis, bevor ihr in dieses feuchte Verlies fliehen musstet. Lange wird sie nicht mehr durchhalten.

Sascha ist eingeschlafen. Du deckst ihn zu und legst den Arm um ihn. Gleichmäßig geht der Wellenschlag seines Atems auf dich über. Du spürst seine Wärme, diese weiche, unendlich fragile Hülle, unter der das Wunder des Lebens pocht.

Du denkst wieder an das, was du deinem Kind nicht gestehen kannst: an die zwei Gesichter der Zivilisation. An die Vulkane, die auch inmitten der Zivilisation ausbrechen können, von ihr selbst erschaffen, von ihr selbst geduldet. An die Eruption der Gewalt, die Tobsuchtsanfälle der Menschheit, in denen auf einmal Einzelne aufstehen und die dunkle Seite der Technik nutzen, um alles auszulöschen, was sie mit ihrer hellen Seite geschaffen hat. Diese blindwütige Raserei, die mit ihrem Bekenntnis zur orgiastischen Gewaltanwendung auch alles andere Licht zerstört, das der menschliche Geist hervorgebracht hat.

Das Tropfgeräusch ist lauter geworden. Vielleicht hat jemand einen Eimer untergestellt, um das kostbare Wasser zu sammeln. Auch der rasselnde Atem der alten Frau ist jetzt deutlicher zu hören – oder kommen dir die Geräusche in der Dunkelheit einfach nur lauter vor?

Was für eine Finsternis! Wird noch einmal eine Kerze angezündet werden? Oder wird diese Nacht des menschlichen Geistes am Ende alles unter sich begraben, woran du je geglaubt hast?

*Bild: Ludwig Meidner (1884 – 1966): Apokalyptische Landschaft (1912);
Ludwig Meidner Gesellschaft (meidnergesellschaft.de)*

Fluchtkorridore: Erst zerbomben sie deine Stadt, dann erlauben sie ein paar Überlebenden großmütig die Flucht.



Gnadenerweis

Vorsichtig tastet sich der Bus durch das Trümmermeer voran. Jeder Platz ist besetzt. Kinder schmiegen sich eng an ihre Mütter, dazwischen kauern ein paar Männer, die nach den letzten Tagen noch älter aussehen, als sie ohnehin sind.

Niemand sagt ein Wort. Es ist nichts zu hören als das Radio der Busfahrerin: Frontnachrichten, dazwischen Schlagermusik, ein Gruß aus einer anderen, unbeschwerten Welt.

Es ist kalt im Bus, eure Atemluft legt sich als gnädiger Schleier auf die Fenster. Du zögerst kurz, wischst ihn dann aber doch mit dem Ärmel deiner Jacke zur Seite und blickst hinaus.

Da vorne, der braune Trümmerhaufen – war das nicht einmal deine Schule? Und weiter hinten, der Schuttberg inmitten der größeren Steinblöcke – befand sich dort nicht der Marktplatz? Blickst du nicht geradewegs auf die Stelle, wo vor kurzem die neue Eisdiele aufgemacht hat? Auf den Ort, wo du im Sommer mit deinen Freundinnen mit dieser unverschämten Lebenslust dein Himbeereis geschleckzt hast?

Du erinnerst dich noch genau, wie Polina im letzten Sommer dem Muskelmann mit den kurzen Shorts hinterhergepfiffen hat – und wie ihr, obwohl längst dem Teenie-Alter entwachsen, alle kreischend gelacht habt, als der Typ sich erstaunt zu euch umgedreht hat.

Wie unwirklich dir das jetzt alles vorkommt, jetzt, da von all den vielen Häusern nur noch ein einziger Trümmerberg übriggeblieben ist! Und was ist wohl aus deinen Freundinnen geworden?

Ein Schwindelgefühl steigt in dir auf. Rasch trittst du von dem Abgrund des Gedankens zurück. Nach Halt suchend, schließen sich deine Arme fester um die Tasche mit deinen Habseligkeiten. Du musstest sie mit in den Bus nehmen – im Kofferraum war kein Platz mehr.

"Nur das Nötigste einpacken", hatte man euch ermahnt. Als würde sich das nicht von selbst verstehen! Als würdet ihr nicht wissen, dass eine Flucht kein Umzug ist!

Du hast ohnehin nie viel besessen. Es ist dir nicht schwergefallen, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden. Und selbst

wenn du mehr als das Allernötigste hättest mitnehmen können – du hättest es wahrscheinlich nicht getan.

Alles, was du besessen hast, war doch ein Teil deines bisherigen Lebens. Es hatte seine Funktion im Rahmen dieses Lebens – und dieses Leben musst du nun ja für immer hinter dir lassen. Du kannst es ebenso wenig mit dir nehmen wie die Dinge, die es ausgemacht haben. All die kleinen Kostbarkeiten, mit denen du deine Wohnung geschmückt hattest, wären anderswo doch nur wie Grabsteine, die dich an das untergegangene Leben erinnern würden.

Langsam weicht das Trümmermeer zurück – der Bus erreicht die Stadtgrenze. Im Schritt-Tempo passiert er den Checkpoint. Daneben stehen in einer Reihe die neuen Herren der Stadt, einer ein Klon des anderen. Manche nicken euch freundlich zu, als der Bus die Schranke passiert, andere tippen lässig gegen ihre Uniformmütze, einige winken euch sogar zum Abschied.

Erwarten sie etwa, schießt es dir durch den Kopf, dass du ihnen dankbar bist? Dankbar, dass sie, die deine Wohnung, dein Haus, deine Stadt, dein ganzes bisheriges Leben in Trümmer gelegt haben, sie, die deinen Mann an der Front wie Jäger bei einer Kaninchennatz abschießen werden, dir die Gunst erweisen, die leere Hülle deiner physischen Existenz zu behalten?

Bild: Christian Rohlfs (1849 – 1938): Die Vertreibung aus dem Paradies (1933); Wikimedia commons

Ein Völkermord als Mord an einem "Brudervolk". Das weckt Assoziationen an den biblischen Brudermord – und passt zu der archaischen Gewalt des Angriffs.



Brüderlichkeit

Bröckelndes Gebälk, einstürzendes Gestein ... Nicht mehr lange, und das Haus wird über dir zusammenstürzen. Die Frage ist nur, ob du dann noch leben wirst oder ob die Belagerer, die jetzt das Haus stürmen, dich vorher erschossen haben werden.

Du fasst dir an die Schulter. Die Stelle, wo der Schuss dich getroffen hat, brennt und pocht, der Hemdfetzen darüber ist schon

ganz durchtränkt von Blut. Das Gute daran: Das Rauschen in deinem Kopf macht dich von Minute zu Minute benommener, ein watteweicher Nebel hüllt dich ein, in dem dir Flügel wachsen, die dich langsam hinaustragen aus diesem finsternen Tal.

Dein Gehirn veranstaltet eine Art Tontaubenschießen. Ständig flattert ein neuer Gedanke vor dir auf, du musst genau zielen, um ihn zu treffen. Irinas Gesicht taucht vor dir auf, sie lächelt dir zu, bevor sie Natascha, euer Töchterchen, bei der Hand nimmt, um sie zur Schule zu bringen. Aber Natascha reißt sich los und drückt dir noch einen Kuss auf die Wange.

Du meinst, den Abdruck ihrer kleinen Lippen auf deiner bartüberwucherten Haut zu spüren, während du an die langen, unsicheren Fluchtwege denkst. Ob die beiden es wohl über die Grenze geschafft haben? Der Akku deines Handys ist schon seit Tagen leer, Strom ist wie ein Steinzeittraum von der Zukunft. Was mehr als einen Steinwurf entfernt ist, liegt auf einmal wieder in einer ganz anderen, unerreichbaren Welt.

Du tastest nach deinem Gewehr. Es liegt noch immer griffbereit neben dir auf dem Boden. Aber wirst du es mit deiner verletzten Schulter auch schnell genug in die Hand nehmen können, wenn die Angreifer kommen?

Du kauerst dich noch tiefer in die Nische zwischen dem umgekippten Schrank und der Wand, in die du dich zurückgezogen hast. Dein Gehirn vollführt weiter seine Fiebertänze. Jetzt zaubert es das Bild von Pawel hervor, mit dem du in der frühen Kindheit so oft Verstecken gespielt hast – mit Vorliebe in alten, zerfallenen Häusern wie diesem hier.

Ausgerechnet Pawjel, denkst du, während der Nebel um dich her immer dichter wird; Pawjel, den eine Laune des Zufalls auf die andere Seite der Grenze geworfen hat. Wie er wohl jetzt über dieses Versteckspiel denkt, aus dem auf einmal tödlicher Ernst geworden ist?

Aber still – sind da nicht Schritte auf der Treppe zu hören?

Bröckelndes Gebälk, einstürzendes Gestein ... Es ist völlig unsinnig, dieses Haus noch zu stürmen. Wer jetzt noch darin ist, wird ohnehin in Kürze unter seinen Trümmern begraben werden.

Aber je länger der Krieg andauert, desto mehr hast du dir abgewöhnt, die Befehle deiner Anführer zu hinterfragen. "Springen Sie ins Feuer!" – "Jawohl, Herr General!" – "Machen Sie einen Kopfstand, bevor Sie das Gewehr anlegen!" – "Jawohl, Herr General!" – "Denken Sie an Ihre Heimat, wenn Sie die fremde Heimat zerstören!" – "Jawohl, Herr General!"

Und jetzt also: "Stürmen Sie das Haus, bevor es einstürzt!" Gut, dann stürmst du halt. Vielleicht trifft dich aus irgendeinem Hinterhalt ein Schuss, vielleicht ist es genau umgekehrt. Es ist einfach eine neue Episode in diesem Russischen Roulette, das du Tag für Tag spielst.

Natürlich – du müsstest nicht mitspielen. Du könntest dem Zufall in den Arm fallen und den Schuss, den er für dich vorgesehen hat, aus freien Stücken wählen. Jetzt, hier, in diesem Moment kannst du mit dem Opfer deines eigenen Lebens das fremde Leben retten, das auszulöschen du im Begriff bist.

Aber dieser Gedanke existiert nur als gestaltloses Gefühl in dir. Als eine Schimäre, die du sogleich mit dem Gedanken abwehrst,

dass dann eben ein anderer das Leben auslöschen würde, das du durch deinen Tod erlöst hast.

Der Krieg hat nun einmal seine eigene Dynamik. Eine Dynamik, in der das Zucken des Fingers am Abzug schneller ist als jeder Gedanke.

Mittlerweile hast du den oberen Treppenabsatz fast erreicht. Vorsichtig verlangsamt du deinen Schritt, damit das verräterische Knarren der Stufen nicht dein Todesurteil bedeutet.

Jetzt tastest du dich über den Flur, von dem zu beiden Seiten Wohnungen abgehen. Oder vielmehr: das, was einmal Wohnungen waren. Die Türen sind von der Wucht der Detonationen herausgebrochen worden, die Fenster sind nur noch klaffende Wunden, zwischen Schutt und Scherben sind hier und da noch die Trümmer einstiger Gemütlichkeit zu erkennen.

Mit vorgehaltener Waffe stellst du dich in jeden Wohnungseingang und gehst dann die Zimmerfluchten ab. Es ist, als würdest du bei Nacht über einen Friedhof gehen, immer in dem Bewusstsein, dass jeden Augenblick ein Geist aus einem Grab aufsteigen und dich in die dunkle Nacht hinabziehen kann.

Aber still – dort, in der Nische zwischen dem umgekippten Schrank und der Wand: Hat sich da nicht etwas bewegt? Versucht da nicht jemand, nach seinem Gewehr zu greifen und auf dich anzulegen?

Gerade möchtest du den tödlichen Schuss abgeben, da fällt ein Sonnenstrahl durch die Fensterhöhle – genau auf die Person, die dort hinten in der Ecke kauert und offenbar zu schwach ist, um ihr Gewehr aufzuheben.

Die Person hebt den Kopf, sie schaut dir direkt in die Augen, eure Blicke treffen sich, sie verflechten sich förmlich ineinander. Für einen kurzen Moment seid ihr nicht mehr zwei getrennte Existenz, sondern ein einziges Dasein mit zwei Gesichtern, die durch ein unsichtbares Band miteinander verbunden sind.

"Sergej?" fragst du ungläubig.

"Pawjel?" fragt der andere ebenso ungläubig zurück.

Langsam gehst du auf den am Boden Kauernden zu. Dein Gewehr, das du anfangs noch schussbereit in der Hand hältst, lässt du allmählich sinken. Als du den Verletzten erreichst, legst du es zur Seite und greifst nach dem Notfallset mit dem Verbandszeug, das du beim Eindringen in einsturzgefährdete Häuser immer bei dir trägst.

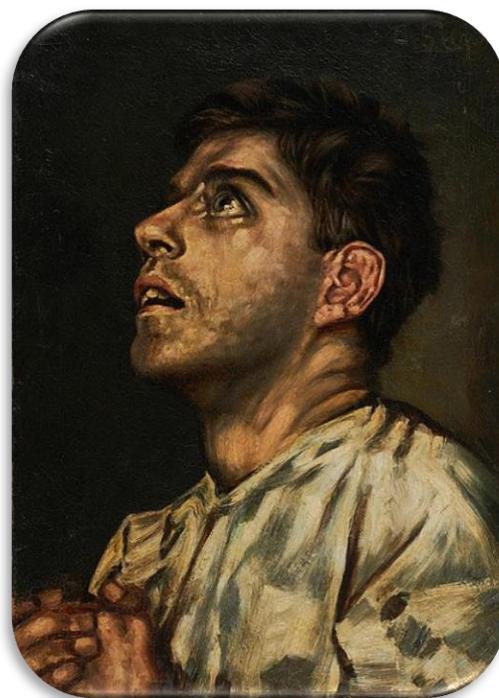
Entschlossen reißt du das blutdurchtränkte Hemd auf und drückst einen Mullverband auf die Wunde. Da der andere zittert – vielleicht vor Kälte, vielleicht im Fieberkrampf –, ziehst du deine Uniformjacke aus und legst sie ihm um die Schultern.

Dann setzt du dich neben ihn und holst die Feldflasche mit dem Wodka heraus. Du reichst sie ihm, zögernd greift er danach und führt sie zum Mund. Dann nimmst auch du einen Schluck.

Natürlich ist dir längst klargeworden, dass der Mann neben dir nicht Sergej ist – genauso wie du nicht Pawjel bist. Und doch ist jeder von euch für den anderen auf einmal der verlorene Freund aus Kindertagen.

Bild: Gustave Doré (1832 – 1883): Abels Tod (Kain tötet Abel, 1866; Wikipedia commons)

Durch den Schleier der Zensur ist das ganze Ausmaß des Krieges für die Menschen in Russland nur allmählich zu erkennen. Mit wachsendem Entsetzen müssen sie feststellen: Es ist auch ein Krieg gegen das eigene Volk.



Der verlorene Sohn

"Warte – ich muss erst einen VPN-Tunnel einrichten."

"VPN-Tunnel?" fragst duverständnislos. Aber da ist Katja, deine Nichte, längst in ihre Smartphonewelt abgetaucht und hört dich nicht mehr. Und noch einmal nachfragen möchtest du nicht – anderes ist jetzt wichtiger.

Du stellst dich ans Fenster deiner kleinen Holzhütte und lässt deinen Blick über die sibirische Weite schweifen. Der Winter hat das

Land noch immer fest im Griff. Alles ist von einem dicken Eispanzer bedeckt.

Eispanzer ... Unwillkürlich zuckst du zusammen, als dir das Wort durch den Kopf schießt. Sofort musst du an Ilja denken, deinen Sohn, der jetzt so weit weg ist von dir.

Wie lange ist es nun schon her, seit er seinen Einberufungsberechtigten erhalten hat? Vier Monate? Oder doch schon ein halbes Jahr?

Vor acht Wochen war er das letzte Mal zu Besuch bei dir. Eine weite Reise stehe ihm bevor, hatte er dir erzählt, seine Einheit werde weit in den Westen verlegt.

Als du ihn erschrocken ansahst, hat er nur gelächelt. "Nje wohnuisja, Mamotschka, hab keine Angst – es ist nur eine Übung. Sport, nichts weiter!"

Jetzt aber reden sie im Fernsehen von Kämpfen, und deine Nichte behauptet, dass alles noch viel schlimmer sei, als es die staatlichen Medien darstellen.

"Wot – nakonjetz-to, endlich bin ich drin!"

Noch halb in Gedanken, drehst du dich zu Katja um.

"Bystro, bystro, komm schnell!" fordert sie dich auf. "Die Verbindung kann jederzeit wieder abbrechen."

Während Katja das Display ihres Smartphones mit einer Hand gegen das einfallende Sonnenlicht abschirmt, flackert ein totentanzähnlicher Bilderreigen an dir vorbei. Du siehst Häuserskelette, die aus verkohlten Augen ins Nichts starren, Plastiksäcke, in denen leblose Körper abtransportiert werden, Menschen, die vor leeren Läden auf ein paar Essensreste hoffen.

Die Bilder erwecken andere Bilder in dir zum Leben. Bilder von Ereignissen, die du nicht selbst erlebt hast, die dir aber so oft erzählt worden sind, dass du das Gefühl hast, selbst dabei gewesen zu sein.

"Damals, in Leningrad", hörst du deine verstorbene Großmutter sagen. Auf diese Worte waren immer neue Horrorbilder gefolgt, eines unglaublicher als das andere – so unglaublich, dass du sie manchmal für bloße Erfindungen hieltest.

"Sogar das Leder unserer Gürtel haben wir damals gekocht, um etwas zwischen die Zähne zu bekommen", hat deine Oma einmal erzählt. "Und auf der Straße sind die Menschen einfach vor Schwäche umgefallen."

Deine Babuschka hat in der belagerten Stadt gelebt – davon zu erzählen, war ihre Art, das Erlebte zu verarbeiten. Aber sonst? War immer nur vom Heldenmut der Soldaten die Rede. Vom ruhmreichen Kampf der Großen Vaterländischen Armee.

Ist der Krieg, dessen blutige Fratze dich jetzt aus dem Smartphone anbleckt, am Ende eine Folge dieser amputierten Erinnerung? Kämpft die ruhmreiche vaterländische Armee hier auch gegen sich selbst und das verdrängte Leid? Ist die Belagerung fremder Städte der unbewusste Versuch, das Trauma der Vergangenheit zu besiegen? Es sozusagen mit Waffengewalt niederrütingen, indem man sich selbst in die Rolle des Belagerers begibt?

Natürlich ist es – buchstäblich – Wahnsinn, andere stellvertretend ein Trauma durchleben zu lassen, dem man sich selbst nicht stellt. Dir stockt der Atem, wenn du dir vorstellst, dass dein Ilja nun mittendrin ist in der Raserei, die dieser Wahnsinn ausgelöst

hat. Dass er fest angekettet ist an den monströsen Kriegspanzer,
der das ferne Land dem Erdboden gleichmacht.

Von vorne ziehen sie ihn weiter, von hinten schieben sie ihn voran.
Das kleinste Straucheln, und er wird selbst von der Todesmaschinerie überrollt, deren Teil er ist.

Erst als Katja den Arm um dich legt, spürst du die Tränen auf deinen Wangen. Du musst dich hinsetzen, die Nacht des Krieges lässt alles schwarz werden um dich her.

Wirst du Ilja jemals wiedersehen? Und wenn er zurückkommt:
Wird er noch derselbe sein? Wie soll er weiterleben, wenn er dieses Grauen überlebt?

Bild: Eduard von Gebhardt (1838 – 1925): Verlorener Sohn (Wikimedia commons)

Einige werden im Schlaf überrascht, andere entgehen dem tödlichen Einschlag durch eine glückliche Fügung. Oft ist es der Zufall, der im Bombenhagel über Leben und Tod entscheidet.



Die Bombenlotterie

Tödliches Geburtstagsgeschenk

"Warte, Papa, ich gehe schon", sagst du zu deinem Vater, als er sich anschickt, sich ein Bier aus der Küche zu holen. "Du hast doch Geburtstag heute!"

Kaum bist du auf dem Flur, reißt ein lauter Knall ein Loch in die Zeit. Dir wird schwarz vor Augen, für einen Moment senkt sich ein gnädiger Nebel auf dein Bewusstsein.

Als du wieder zu dir kommst, erkennst du: Die Detonation hat die Vorderfront des Hauses aufgerissen. Dein Geburtstagsgeschenk hat dir das Leben gerettet – für deinen Vater aber war es ein Todesurteil.

Ein Kinderspiel

"Komm, wir gehen in unsere Räuberhöhle im Wald", forderst du deinen kleinen Bruder auf, als die Langeweile eines heißen Sommertages dir die Kehle zuschnürt.

Dein Bruder zögert. "Mama hat uns doch verboten, da zu spielen – wegen der bösen Männer, die überall lauern."

"Ach was!" beruhigst du ihn. "Die sind doch längst abgezogen von hier."

Widerstrebend folgt dir dein Bruder in den Wald. Alles ist still und friedlich – bis sich auf einmal unter lautem Getöse die Erde vor dir auftut. Du stürzt in die Tiefe, du fällst und fällst, bis du in einer neuen Wirklichkeit wieder erwachst.

Als du dich umsiehst, begreifst du: Der Weg, auf den du deinen Bruder geführt hast, hat ihn auf eine Mine geführt. Du hast das Gefühl, noch immer zu stürzen, immer tiefer hinabzusinken in ein Leben, das nur noch eine einzige Strafe für dich sein wird.

Grenzüberschreitungen

Viele Jahre lang hattet ihr ein sorgloses Leben in eurem Dorf. Aber jetzt, mit dem fauchenden Krieg, der euch wie ein unberechenbares Raubtier belagert und immer wieder gnadenlos in euren Reihen wildert, ist alles anders.

Alles ist auf einmal eine potenzielle Bedrohung. Die Stille klingt nach einer Ruhepause vor dem nächsten Angriff. Der Kirchturm ist ein Orientierungspunkt für den Feind. Das Dach eures Hauses ist eine potenzielle Grabplatte. Selbst der Staudamm, sonst ein

Lebenselixier in eurer trockenen Region, erscheint auf einmal als Vorbote einer Sintflut.

So hast du auch nicht lange überlegen müssen, als deine gleich hinter der Grenze lebende Tante dich eingeladen hat, fürs Erste zu ihr zu ziehen. Deine Mutter aber konntest du nicht überreden, dich zu begleiten. "Was hält dich denn noch hier, Mama?" hast du sie gefragt. "Komm doch wenigstens für ein paar Tage mit – jeder muss doch mal abschalten!"

Aber deine Mutter hatte nur milde gelächelt. "Nein, Töchterchen", hat sie, dir die Wange tätschelnd, gesagt, "jemand muss doch hier die Stellung halten! Fahr du nur ruhig allein zu deiner Tante! Für mich ist das nichts. Du weißt ja: Einen alten Baum kann man nicht verpflanzen."

Schon am nächsten Morgen sitzt du in dem Zug, der dich in ein anderes Leben trägt. Du ahnst nicht, dass im selben Augenblick aus dem Staudamm die Sintflut hervorbricht, die ihr so lange gefürchtet habt. Und während du in die weite Landschaft hinausträumst, die dir eine andere, freiere Zukunft verheißen wird, diese ein paar Meter weiter für immer unter der Lawine des Krieges begraben.

Bild: Icheinfach: Apokalypse (Pixabay)



In der Sturmflut des Krieges

Er war dein Sohn,
dein Zukunftsanker
im Meer des Vergehens.
Haltlos treibst du nun
in den Wogen des Vergessens.

Er war dein Vater,
deine Leuchtboje
im Meer der Finsternis.
Ziellos treibst du nun
in den Wogen der Ungewissheit.

Er war dein Bruder,
dein Spiegelbild
im Meer der Fremdheit.

Wurzellos treibst du nun
in den Wogen der Fragen.

Er war dein Freund,
deine Liebesinsel
im Meer des Hasses.
Schutzlos treibst du nun
in den Wogen der Gewalt.

Er war alles für dich.
Für sie aber war er nur
ein Tropfen im Meer,
der Splitter eines Treibguts
in den Wogen des Krieges.

Bild: Stefan Keller: Trauer (Pixabay)

Besatzung



Arnold Böcklin (1827 – 1901): *Die Pest* (1898);
Kunstmuseum Basel (Wikimedia Commons)

Ein Besetzungsregime ist wie ein unsichtbares Gefängnis. Es ist überall zu spüren, aber nirgends deutlich zu sehen. Gerade dies macht seine Bedrohung aus.



Die Mauer

Die Mauer, die dich umgibt, ist nicht auf Anhieb sichtbar. Eigentlich ist sie überhaupt nicht sichtbar – obwohl du ihren Schatten in jeder Sekunde auf deiner Haut spürst.

Am deutlichsten macht sich die Mauer bemerkbar, wenn du den Mund öffnest. Dann fallen die Worte in dich zurück, als würden sie an einer unsichtbaren Wand abprallen. Denn die Worte, die du sprichst, sind nicht deine Worte. Und die Worte, die du eigentlich sagen möchtest, zerfallen in deinem Mund, bevor du sie aussprechen kannst. Der eisige Schatten der Mauer lässt alles erstarren, was nicht seiner Existenzform entspricht.

Du spürst ganz deutlich, dass die Mauer sich immer weiter ausbreitet. Sie steht nicht bloß da als eine klare Begrenzung deines Bewegungsradius. Sie ist nicht einfach nur eine Gefängnismauer. Diese Mauer ist überall, ohne dass du sie jemals sehen kannst. Immer näher rückt sie an dich heran, sie umschließt dich, sie dringt in dich ein, ihr kalter Atem nimmt dir die Luft zum Atmen.

Ja, diese Mauer atmet. Denn es ist keine Mauer aus Stein. Diese Mauer besteht aus lauter Körpern, aus abgestorbenen Herzen und Gehirnen, die sich folgsam auftürmen lassen zu einem unüberwindbaren Hindernis für alle, die sich ihr nicht fügen.

Das Schlimmste ist, dass du den Körpern von außen nicht ansiehst, ob sie ein Teil der Mauer sind. Es stimmt zwar, dass die Mauer wie eine einzige große Uniform ist, weshalb uniformierte Körper ihr eher anzugehören scheinen als andere. Allerdings kann die Uniformierung auch eine Tarnung sein, mit der Einzelne sich dem alles unter sich begrabenden Schatten der Mauer zu entziehen versuchen.

In anderen Fällen ist die Uniformierung eine innere, von außen nicht sichtbare. Mitunter wird auch mit Absicht auf sie verzichtet, um andere zu täuschen. Von diesen Mauerteilen geht eine besondere Gefahr aus. Wer sich nicht in Acht nimmt, kann leicht von ihnen erschlagen werden.

Bis heute hast du keinen Weg gefunden, wie du mit der Mauer umgehen sollst. Das Einzige, was du sicher weißt, ist: Auf Dauer wirst du in den Krakenarmen der Mauer nicht überleben können. Aber wie sollst du dich ihr entziehen?

Solange du im Bannkreis der Mauer bleibst, wird dich ihr Spinnennetz überallhin begleiten. Das Gift, das von ihm ausgeht, wird

dich von innen heraus zersetzen, bis deine Seele ausgelöscht ist. Die Person, als die du dann weiterleben wirst, wird nicht mehr die sein, die du jetzt bist und sein willst.

Du weißt natürlich, dass die Mauer noch lange nicht das erreicht hat, wohin sie ihrem Wesen nach tendiert: die Herrschaft über den gesamten Erdenkreis zu übernehmen. Noch gibt es eine Grenze, jenseits derer ihre Krakenarme nichts ausrichten können. Dorthin willst, dorthin musst du fliehen.

Aber wie sollst du diese Grenze erreichen? Von Menschen, die sich auf den Weg dorthin begeben haben, hast du wahre Schauergeschichten gehört. Das Spinnennetz der Mauer scheint sich zu verdichten, je näher man der Grenze kommt. Nicht wenige haben sich hoffnungslos darin verfangen und sind elend zugrunde gegangen. Andere sind – so hast du gehört – von ihr aufgesogen worden und fanden sich auf einmal tief im Inneren des Labyrinths wider, über das die Mauer wacht.

Hinzu kommt, dass für die Mauer das Gegenteil von dem zu gelten scheint, was du vom Erdinneren weißt. Während die Temperaturen im Inneren des Mauerreichs auf Eisniveau sind, sind sie an ihren Rändern unerträglich hoch. Die Flucht gleicht daher einer Reise vom ewigen Eis durch die sengende Wüstenhitze in ein unbekanntes Land.

Denn auch das ist eine Wirkung der Mauer: Sie hüllt alles, was jenseits von ihr liegt, in einen dichten Nebel. So weißt du von dem Land jenseits der Mauer kaum mehr, als dass die Mauer sich dort noch nicht ausgebreitet hat. Wie dein Leben dort aussehen wird, ist dir jedoch völlig unklar.

Was sollst du also tun? Bleiben ist keine Option – der Ausbruch aus den Fängen der Mauer kann aber ebenfalls dein Ende bedeuten. So sitzt du da und tastest mit den Augen angestrengt den Horizont nach einer Lücke in der Mauer ab, während du gleichzeitig spürst, wie das Gift ihrer Krakenarme dich immer stärker lähmt.

Bild: Stefan Schweinhofer: Geheimnisvolle Mauer (Pixabay; modifiziert)

Der Einsatz von Foltermethoden bei Verhören offenbart nicht nur das ganze Ausmaß der Brutalität des russischen Besetzungsregimes. In den Folterverhören manifestiert sich auch die an mittelalterliche Vorstellungen erinnernde Irrationalität des russischen Vorgehens.



Hexenprozesse

Als du die Nadeln, die du dem vor dir liegenden nackten Mann unter die Fingernägel geschoben hast, unter Strom setzt, spannen sich seine festgeschnallten Arme an. Gleichzeitig weiten sich seine Augen, und sein Mund öffnet sich zu einem Schrei.

Du weißt natürlich, dass dieser Gesichtsausdruck Angst bedeutet. Aber du weißt es nur so, wie man weiß, dass eine rote Ampel

"Anhalten" bedeutet und eine grüne Ampel "Freie Fahrt". Es ist ein Orientierungswissen, das für deine Arbeit nützlich ist, dich aber innerlich kalt lässt.

Wie solltest du sonst auch professionell arbeiten können? Der Mann auf der Pritsche vor dir ist für dich nichts als tote Materie, die du mit der Akribie eines Pathologen behandelst. Allenfalls erscheint er dir, wenn er sich zu stark unter den Stromschlägen windet, wie ein Wurm, an dem du ein wissenschaftliches Experiment durchführst.

Bei dem Geistlichen neben dir ist das anders. Wenn du ihn aus den Augenwinkeln mit seinem Kreuz hantieren siehst, spürst du förmlich die Genugtuung, die ihm dein Tun bereitet. Für ihn ist die zuckende Materie eine Beute des Bösen, die diesem mit dessen eigenen Mitteln entrissen werden muss.

Für den Offizier auf der anderen Seite des Tisches stellt sich die Angelegenheit wieder anders dar. Er hat die Aufgabe, konkreten Nutzen aus deiner Arbeit zu ziehen. Mit seinen Fragen muss er versuchen, den Lippen, die sich jetzt wieder in unkontrollierten Zuckungen verziehen, das Eingeständnis ihrer eigenen Schande und möglichst viele Informationen über den Feind zu entlocken.

"Gibst du zu, das Land, das es nicht gibt, in Wort und Tat unterstützt zu haben?" fragt er. Es klingt gelangweilt. Schließlich hat er diese Frage an diesem Tag schon etlichen anderen zuckenden Mündern gestellt.

Dem Mund entringt sich ein unverständliches Lautgemisch. Der Offizier dreht sich zu seinem Adjutanten um, der das Gespräch in einer Ecke des Raumes protokolliert. "Schreiben Sie", weist er

diesen an. "Der Verräter bekennt sich vollumfänglich zu seinen Taten."

Eilfertig kritzelt der Adjutant etwas in seinen Block, bemüht, nicht auf den Tisch mit dem nackten Körper zu schauen. Er ist neu hier, offenbar hat er sich noch nicht an den Geruch des Todes gewöhnt.

Der Offizier wendet sich wieder dem zuckenden Bündel zu. "Nenn uns nun die Namen derer, mit denen du dem Feind zum Schaden des auserwählten Volkes gedient hast!"

Der Geistliche hebt sein Kreuz über den nackten Körper. Die Lippen verziehen sich erneut in chaotischen Zuckungen, doch dieses Mal dringt kein Laut aus ihnen heraus.

"Setzen Sie auch den Schwanz unter Strom!" weist der Offizier dich an.

Mechanisch folgst du dem Befehl, obwohl du weißt, dass er nicht zielführend ist. Schließlich verfügst du über langjährige Erfahrung in dem Metier. Und die sagt dir: Dieser Körper hier verträgt keine weiteren Stromstöße. Der Organismus wird sich schlicht in seine eigene Dunkelheit zurückziehen, um ihnen zu entgehen.

Während die Zuckungen den ganzen Körper erfassen, rattert der Offizier seinen Fragenkatalog herunter: "Sprich: Wer hat dich in deinem schändlichen Tun unterstützt? Auf welche Weise habt ihr dem gelobten Land, von dem ihr euch in gotteslästerlicher Weise abgewandt habt, zu schaden versucht? Wer hat euch das ketzerische Gedankengut in eure kranken Hirne gegossen?"

Die Zuckungen steigern sich zu einem konvulsivischen Krampf, dann ebben sie ganz plötzlich ab. "Ist er fertig?" fragt dich der Offizier.

"Nicht ganz", diagnostizierst du nach einer routinierten Überprüfung des Pulsschlags. "Nur ohnmächtig."

"Dann lassen Sie ihn erst mal wegschaffen", ordnet der Offizier an. "Wir nehmen ihn uns nachher noch einmal vor."

Er sieht kurz zu dem Geistlichen herüber, der sein Kreuz entschlossen über den reglosen Körper hält. Der Mann mit dem imposanten Bart blickt aber nicht zurück, sondern murmelt nur selbstvergessen ein paar beschwörende Worte. "Weiche von ihm", meinst du zu hören. "Vergeblich ringst du, Satan, um eine Seele, die dank der heiligen Werkzeuge der Mutter Kirche längst wieder in den Schoß Gottes zurückgekehrt ist. Lass ab von ihr, böser Feind ..."

Da geschieht etwas Merkwürdiges. Auf einmal ist dir, als würde das schüttre Haar auf dem Kopf des Gemarterten zu strahlen beginnen. Wie eine Krone sieht es aus, ja, genau, wie eine Krone aus Dornen, die leuchtend vom Kopf abstehen.

Erschrocken schaust du in das Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen, der blutenden Nase, den aufgeplatzten Lippen und dem eingefallenen Mund. Deine Blicke tasten den geschundenen Körper ab, der von unzähligen Blutergüssen übersät ist. Als wäre er von lauter Lanzenstichen durchbohrt worden, denkst du unwillkürlich.

Und umgibt nicht den ganzen Körper auf einmal ein Strahlenkranz, eine Aureole, durch die er über dem Tisch zu schweben scheint? Ist er überhaupt noch ein Teil des Raumes? Ist er nicht eher eine Erscheinung, die aus einer anderen Welt in diese Welt reflektiert wird?

"Was ist mit Ihnen?" hörst du den Offizier fragen. "Ist Ihnen nicht gut?"

Da erst merkst du, dass sich dicke Schweißperlen auf deiner Stirn gebildet haben. Für einen Augenblick wird dir schwarz vor Augen, du musst dich am Tisch festhalten, um dem Ohnmächtigen nicht in seine Welt zu folgen. Dann aber hast du dich wieder im Griff.

"Es ist nichts", lügst du. "Der Tag war nur sehr lang heute."

Es stimmt ja auch: Du bist wirklich überarbeitet. Du bräuchtest dringend mal etwas Erholung. Nicht auszudenken, wenn du dem Leistungsdruck am Ende nicht standhalten solltest. Arbeitslos zu werden, könntest du dir auf keinen Fall leisten – schon gar nicht in diesen krisengeschüttelten Zeiten!

Bild: Antônio Parreiras (1860 – 1937): Der Gefolterte (1920); Museu Antônio Parreiras, Rio de Janeiro (Wikimedia commons)

Wie sich wohl die aus der Ukraine nach Russland verschleppten Kinder fühlen? Wie kommen sie damit zurecht, von jedem Kontakt zu ihren leiblichen Eltern abgeschnitten zu sein?



Gestohlene Kindheit

Als man dir erzählte, dass deine Eltern nichts mehr von dir wissen wollten, ja, dass sie dich regelrecht verstoßen hätten, war dir das gleich merkwürdig vorgekommen.

Natürlich litten sie – wie alle anderen um euch herum – unter der ungeheuren Last des Krieges:

darunter, dass sie sich in den Fängen eines unsichtbaren Feindes befanden, der jederzeit ihr Leben auslöschen konnte, ohne dass sie wussten, wann und warum er angreifen würde;

darunter, dass sie abends nicht wussten, ob sie am nächsten Morgen noch leben würden oder unter dem Trümmerhagel des Granatenbeschusses begraben wären;

darunter, dass ihnen unklar war, ob und wie lange sie noch sie ihrer Arbeit nachgehen und auf welcher Grundlage sie weiterleben sollten, wenn ihnen selbst für das Nötigste das Geld fehlte; darunter, dass ihnen die Fluchtwege versperrt waren, weil diese entweder – für deinen Vater – nur noch tiefer in die Hölle des Krieges hineinführten oder euch der Willkür des unberechenbaren Feindes auslieferten.

Gerade deshalb war es dir aber ganz und gar nicht herzlos erschienen, dass deine Eltern sich dem Vorschlag, dich mit anderen Kindern in ein Ferienlager zu schicken, nicht widersetzt hatten. Keineswegs hattest du das Gefühl gehabt, dass sie dich damit abschieben oder gar für immer loswerden wollten.

Beim Abschied hattest du in ihren Gesichtern keinerlei Andeutung von Erleichterung gelesen. Es war eher eine Mischung aus Fürsorge und Besorgnis gewesen, eine dir unerklärliche Angst, zugleich aber auch die Hoffnung, dass das Ferienlager dir etwas Abwechslung verschaffen könnte, Urlaub vom Krieg, auch wenn die Trennung von dir ihnen in diesen ungewissen Zeiten alles andere als leicht fiel.

Und nun hast du schon seit einem halben Jahr keinen Kontakt mehr zu ihnen. Eines Tages war ein Bus in das Ferienlager gekommen, eine Frau mit der Maske eines Lächelns auf ihrem Gesicht war ausgestiegen und hatte die Namen von Kindern verlesen, die in die Obhut neuer Eltern gebracht werden sollten.

Eine Stunde später hattest du in dem Bus gesessen. Wie Traumbilder waren Bäume, Flussläufe und die weiten Ebenen an dir vorbeigezogen. Und wie in einem Traum hattest du dich auch in dem Heim gefühlt, in dem du am Abend ankamst. Wie schlaf-

wandelnd hattest du dich durch die dunklen Korridore bewegt und mit den anderen Kindern, die dich aus ebenso weiter Ferne ansahen wie du sie, an der langen Tafel in deiner Suppe gelöffelt.

Auch als du nach ein paar Tagen von deinen neuen Eltern abgeholt wurdest, hattest du dich selbst neben ihnen wie eine Traumgestalt gesehen, wie etwas Unwirkliches, das zerplatzen würde, sobald du die Augen öffnen würdest.

Zugegeben, deine neuen Eltern waren sehr um dich bemüht. Sie, die selbst keine Kinder hatten, gaben dir von Anfang an das Gefühl, etwas Besonderes zu sein, und lasen dir jeden Wunsch von den Lippen ab. Gleichzeitig sahen sie dich jedoch immer mit einem seltsam besorgten Blick an – so, wie man einen Menschen ansieht, der unter einer schweren Krankheit leidet und von dem man nicht weiß, ob er je wieder ganz gesund werden wird.

Auch durftest du mit deinen neuen Eltern nicht in deiner Sprache sprechen. So blieben sie für dich letztlich doch Fremde. Ein wenig erinnerten sie dich an die Geschichten von den freundlichen Unbekannten, vor denen deine Eltern dich immer gewarnt hatten: "Steig bloß nicht zu ihnen ins Auto – ganz egal, wie hell die Lollis in ihren Händen dich anfunkeln!"

Und nun hast du ein Gespräch belauscht, das mit einem Mal den Vorhang aus Freundlichkeit und Entgegenkommen zerrissen hat.

"Ich habe dir ja gleich gesagt, dass das keine gute Idee ist!" hatte der Mann, den du als "Papa" anreden sollst, zu der Frau gesagt, die du als "Mama" anreden sollst. "Wir hätten besser auf ein normales Kind aus unseren Heimen hier warten sollen."

"Es war doch nur ein einmaliger Ausrutscher", widersprach ihm die Frau. "Mit der Zeit wird sich das bestimmt wieder legen."

Der Mann lachte höhnisch auf. "Das glaubst du doch selbst nicht! Jeden Tag haben wir es mit einer anderen Macke zu tun! Und dann erst dieser verstockte Blick! Das ewige Gestottere! Diese lädierte Sprache! Nein, ich denke, das hat einfach etwas mit der Herkunft zu tun. Mit einem Kind von hier wäre das alles nicht passiert."

Dir war natürlich sofort klar gewesen, was der Anlass für das Gespräch war. Am Morgen hattest du beim Aufwachen eine seltsame warme Nässe unter dir gespürt. Dazu war dir ein unangenehm süßlicher Geruch in die Nase gestiegen.

Erst allmählich war dir bewusst geworden, was das bedeutete: Du hattest, wie man so sagt, "ins Bett gemacht".

Die Frau, die du "Mama" nennen sollst, hatte dir keine Vorwürfe gemacht. Der besorgte Blick, mit dem sie dich ansah, während sie das Bett neu überzog, wirkte aber noch etwas beunruhigter als sonst. Vorwürfe wären dir lieber gewesen.

"Meinst du, wir sollen beim Fürsorgeamt die Rückgabe beantragen?" hatte die Frau schließlich gefragt. "Oder vielleicht einen Umtausch? Vielleicht haben wir ja einfach einen faulen Apfel erwischt, und andere Kinder ..."

"Ach was!" unterbrach sie der Mann. "Die Kinder von da drüben sind alle nur zweite Wahl. Wie ein Trostpreis in der Lotterie. Auf so etwas lasse ich mich nicht mehr ein."

Als du abends im Bett die Augen zumachtest, verfolgte dich das Gespräch in deine Träume. "Vielleicht sollten wir den Wechselbalg auf dem Markt verkaufen", raunte der Mann in deiner Traumwelt. "Wer sich aufs Ausstopfen versteht, kann womöglich noch eine passable Puppe daraus basteln."

"Oder einen fetten Braten damit zubereiten", schlug die Frau vor, mit der Zunge schnalzend. "Mit Salbei und Thymian müsste sich der fade Beigeschmack doch übertünchen lassen."

Die Gesichter der beiden sahen auf einmal gar nicht mehr freundlich aus. Ihr Lächeln weitete sich zu einem hämischen Grinsen, und hinter ihren gespreizten Lippen blitzten die spitzen Zähne von Raubtieren auf.

Mit pochendem Herzen schrecktest du aus dem Schlaf hoch. Einen Moment lang hattest du gedacht, das Pochen käme von deiner Mutter, deiner wirklichen Mutter, die verzweifelt an deine Tür klopfte, um dich vor der drohenden Gefahr zu warnen.

Was sie jetzt wohl gerade tat? Und dachte sie von dir dasselbe, was du von ihr denken solltest – dass du sie böswillig verlassen hastest, weil dir das Leben mit ihr zu unbequem war? War dein Vater noch bei ihr? Oder hatte ihn längst der Schlund des Krieges in sich aufgesogen?

Dir wurde schwindlig. Du fühltest dich wie auf einem sich immer schneller drehenden, unaufhaltsamen Karussell, das dich die Welt nur noch als eine Ansammlung unzusammenhängender Scherben wahrnehmen ließ.

Wie solltest du nur je wieder aus dem Labyrinth dieser vergifteten Wirklichkeit herausfinden?

Bild: Alf-Marthy: Junge am Fenster (Pixabay)

Wer sich gegen einen Gewalttäter nicht gewaltsam verteidigt, läuft Gefahr, einer Gewaltherrschaft den Weg zu ebnen. Aber auch wer auf Gewalt mit Gewalt antwortet, wird von der Logik der Gewalt infiziert.



Der Tsunami-Feind

Kein Zweifel: Der Mann, der dort hinten durch die Ruinenstraße stolziert, ist dein Feind.

Er trägt keine Uniform, aber du kennst ihn. Du weißt, dass er zu jenen gehört, die deine Stadt in ein Trümmerfeld verwandelt haben, die das Wenige geplündert haben, das sie nicht zerstört haben, die deine Brüder getötet und deine Schwestern vergewaltigt haben.

Während du im Schutz eines Geröllhaufens auf den Feind anlegst, geht dir ein Satz durch den Kopf, den du in letzter Zeit immer wieder gehört hast: "Der Feind ist über uns hereingebrochen wie eine Naturkatastrophe."

Du empfindest es genauso, obwohl du weißt, dass der Vergleich nicht haltbar ist. Eine Naturkatastrophe ist ein einmaliges Ereignis, ein eruptiver Ausbruch von Naturgewalt, der meist sehr schnell vorübergeht, auch wenn die Folgen noch monate- oder sogar jahrelang zu spüren sind. Die Gewalt einer Naturkatastrophe ist außerdem nie zielgerichtet. Sie vernichtet wahllos alles und alle, auf die sie trifft.

Wenn man den Gewalt-Tsunami, mit dem der Feind euch überflutet, als Naturgewalt betrachten wollte, so wäre es folglich so, als hätte man einer Naturkatastrophe ein Bewusstsein gegeben. Als würde man ihre Zerstörungswut auf ein Ziel ausrichten. Als würde man der Natur die Möglichkeit geben, Lust an ihrer Auslöschungsmacht zu empfinden.

Aber all das sind letztlich müßige Phantastereien. Nichts davon wird, findest du, der Planmäßigkeit gerecht, mit welcher der Feind das Leben in seinem Nachbarland – deinem Land! – auslöscht.

Langsam nähert sich der Feind deinem Schussfeld. Vorsichtig entsicherst du deine Waffe. Nur noch ein paar Schritte, dann wird er ein Opfer eben jener Gewalt werden, die er selbst entfacht hat.

Auch das, denkst du, ist ein wichtiger Unterschied zu einer echten Naturkatastrophe. Ein Vulkanausbruch, ein Erdbeben, ein Tsunami mögen verheerende Folgen haben – aber ihre Gewalt ist doch nicht ansteckend. Sie lösen im Gegenteil ein Bedürfnis nach

Nähe und Zusammenrücken aus, nach Hilfsbereitschaft und Solidarität, nach gemeinsamem Trauern und Wiederaufbauen. Der Gewalt-Tsunami dieses Überfalls dagegen ist wie ein Virus, das alle infiziert, die mit ihm in Berührung kommen.

Waffen hast du früher nur aus den Fernsehkrimis gekannt. Nie hättest du gedacht, dass du mal selbst mit einer in einem Hinterhalt sitzen und einem anderen Menschen auflauern würdest. Dass du wirklich und wahrhaftig ein anderes Leben auslöschen würdest. Dass du einen anderen Menschen nur noch als Zielscheibe betrachten würdest, die zu treffen dir eine ähnliche Befriedigung verleiht wie das Umwerfen eines Dosenhaufens auf einem Jahrmarkt.

Jetzt ist die Schussposition ideal. Dein Finger krümmt sich am Abzug, er zittert leicht, aber der Gewehrlauf ruht fest auf dem Steinbrocken vor dir. Nun musst du nur noch abdrücken. Warum tust du es nicht? Was hindert dich daran?

Hast du etwa Angst, einen Unschuldigen zu treffen? Einen, der vielleicht selbst gewaltsam mitgerissen worden ist von dem kriegerischen Tsunami, ohne zu wissen, was ihm geschah, ohne innere Überzeugung, vielleicht sogar mit einem heimlichen Entsetzen angesichts der Zerstörungsgewalt, zu deren Verbreitung er selbst beiträgt?

Aber müsste jemand, der so empfindet, sich nicht einfach aus der Umarmung des Tsunamis lösen? Müsste er nicht auf der Stelle aufhören, dessen Dynamik mit in Gang zu halten, selbst auf die Gefahr hin, dann selbst von dem Tsunami zermalmt zu werden?

Außerdem: Was bleibt dir anderes übrig, als jeden Tropfen des alles fremde Leben auslöschenden Tsunamis zu versengen? Jeder

einzelne Tropfen ist eine Gefahr für dich, für alle und alles, was dir lieb und teuer ist. Wenn du den Tsunami nicht bekämpfst, wird er all das unter sich begraben. Die Wahl ist so einfach wie brutal: Er oder ihr, das eine Leben oder das andere, der Sieg der einen Gewalt oder der anderen.

Der Feind ist fast schon wieder aus deinem Schussfeld verschwunden. Du richtest deine Waffe neu aus, drückst aber noch immer nicht ab. Woher kommt nur diese plötzliche Hemmung?

Vielleicht ist es das Bewusstsein, dass der Feind auch dann gewinnen wird, wenn er nicht siegen sollte. Dass er all jene, die der von ihm entfesselte Tsunami berührt hat, mit dem Virus des Misstrauens, des Hasses und der Gewaltbereitschaft infiziert hat. Dass jeder Schuss, den du auf ihn ab gibst, den Tsunami nährt. Dass selbst eine vollständige Befreiung vom Feind dir deine Freiheit nicht zurückgeben wird.

Langsam schlendert der Feind um die Ecke. Vielleicht denkt er gerade an den nächsten Heimurlaub, daran, wie er seine Frau und seine Kinder in die blutbefleckten Arme schließen wird. Der Atem des Todes hat ihn gestreift, ohne dass er es je erfahren wird.

Du sicherst dein Gewehr und legst es neben dir auf den Boden. Hast du versagt? Was, wenn der Feind gerade jetzt, nachdem er um die Ecke gebogen ist, ein anderes Leben auslöscht? Aber hätte der Schuss auf ihn nicht ebenfalls eine neue Gewaltwelle ausgelöst?

Du lehnst dich gegen einen Geröllhaufen und schließt die Augen. Du musst an deine Oma denken, an die Sonntage in der Kirche, diesen stundenlangen monotonen Singsang, die dunkle Beschwö-

rung des Unerreichbaren, Unfassbaren. Wie schön wäre es doch, wenn diese Gesänge nicht in der Kirchennacht verhallen, sondern irgendwo auf eine sonnenhelle Macht treffen würden, die mit ihrem Zauberstab die Weltenwaage wieder ins Gleichgewicht bringen könnte!

Bild: Iwan Aiwasowski (1817 – 1900): Die Sintflut (1864); Wikimedia commons

Zusätzlich zu den äußereren Mauern gibt es unter einem Besatzungsregime auch innere Mauern, die aus den traumatischen Erfahrungen erwachsen.



Trümmerküsse

Es war natürlich reiner Zufall, dass ihr einander begegnet seid.
Und doch hast du das Gefühl, dass das Schicksal euch beide an
der Hand genommen hat, damit eure Wege sich kreuzen.

Beide habt ihr euch ziellos durch das Trümmermeer treiben lassen, als menschliches Treibgut in einer Totenstadt, in der sich die Häuser nur noch als ihre eigenen Grabsteine ineinander verkeilen, als verzerrte Erinnerungen, in denen Alpträum und Wirklichkeit nahtlos ineinander übergehen. Irgendwann haben die Wellen des Vergessens euch dann einander in die Arme gespült.

Und nun sitzt Nastja neben dir, auf einer Bank, die als Botin einer anderen, unendlich fernen Welt in diese Welt des Untergangs hineinragt, als absurdes Überbleibsel einer Zeit, in der es noch

Spaziergänge gab und Mußestunden. Du spürst ihre Nähe, ihren warmen Körper, der wie ein unausgesprochenes Trostversprechen neben dir pulsiert, dieses atmende Leben, das sich ganz selbstverständlich mit der Welt vermählt. Wie gerne würdest du diese Brücke zurück ins Leben betreten!

Aber irgendetwas hemmt deine Bewegungen. Es ist, als hättest du dich verbrannt und würdest jedes Staubkorn wie einen glühenden Dorn auf deiner Haut fühlen.

Das war schon so, als ihr nebeneinander durch das Trümmermeer getrieben seid. Jedes Wort, das ihr selbst ausgesprochen habt, war wie ein Gluttropfen, der brennend in eurem Mund zerplatzte. Und die Worte des anderen trafen euch wie ein Funkenregen.

Da habt ihr angefangen, mit Worten zu schweigen, die Worte durch euch hindurchfließen zu lassen wie Schiffe, die für ein paar Minuten einen Hafen anlaufen und dann gleich wieder in See stechen. Von dem neuen Verkaufsstand hörtet ihr euch reden, wo es angeblich Zucker zu kaufen geben soll, von der Fristverlängerung für die Beantragung der neuen Pässe und dem Busverkehr zur Grenze, der nun ganz zum Erliegen gekommen ist.

Wie blinde Tauben verirrten sich die Gerüchte in euer Gespräch. Aber gerade dieses beredte Schweigen brachte euch einander nahe, wie Menschen, die in der Fremde ein Klagelied aus der Heimat hören.

Du möchtest Nastja umarmen, aber im selben Augenblick durchzuckt dich ein brennender Schmerz; ein Schmerz, der sich rasch zu einem einzigen großen Feuersturm ausweitet und sich in deinem ganzen Körper ausbreitet. Reflexartig schließt du die Augen.

Du siehst dich durch ein Haus gehen, auf der Suche nach etwas, an das du dich nicht mehr erinnerst. Da erzittert auf einmal die Luft. Ein gewaltiger Knall fährt mitten durch dich hindurch, die Schallwelle wirft dich zu Boden. Dein rechter Arm – so scheint es dir – ist durch den Knall in Flammen aufgegangen.

Du möchtest das Feuer ersticken, aber du kannst dich nicht bewegen. Der Flammenschmerz wird stärker, er setzt deinen ganzen Körper in Brand. Du hörst dich schreien, aber der Schrei erstarbt in deiner Kehle. Einen Moment darauf ist alles schwarz um dich her.

Als du wieder zu dir kommst, liegst du in einem Lazarett. Tröpfchenweise sickert die Erinnerung zurück in dein Gedächtnis, nur ganz langsam tauchst du wieder ein in die Szenerie, die deine Vergangenheit von deiner Zukunft abgetrennt hat. Im selben Augenblick schießt auch der brennende Schmerz wieder in deinen Arm ein. Du tastest nach ihm, aber du greifst ins Leere – dein rechter Arm ist nicht mehr da.

Es kostet dich Mühe, deine Augen wieder zu öffnen. Es ist, als wäre die Welt von einem Vorhang aus Blei verdeckt, den du selbst unter Aufbietung all deiner Kräfte nicht anheben kannst.

Blinzelnd blickst du in deine in Trümmern liegende Welt – und versinkst in dem Abgrund von Nastjas halb geöffneten Augen. Du möchtest dich darin verkriechen wie ein verwundetes Tier – aber aus der Tiefe ihres Abgrunds dringen dieselben Schreie an dein Ohr, die dich auch aus dir selbst vertreiben. So berühren sich eure Lippen nur ganz flüchtig, wie Menschen, deren Körper sich in einer Fußgängerzone im Vorübergehen streifen.

Regungslos bleibt ihr nebeneinander sitzen, ganz nahe beieinander und doch unendlich weit voneinander entfernt. Eingeschlossen in die Mauern eurer Trauer, bleibt euch der Weg in ein anderes Leben versperrt.



Bilder: 1. Mona El Falaky: Kopf einer Engelsskulptur (Pixabay; im Original farbig), 2. Rainhard Wiesinger: Engelsstatue (Pixabay; Ausschnitt)

Ein wesentliches Kennzeichen der Kreml-Propaganda ist ihr Zynismus. Dazu gehört auch, dass Menschenrechte – wie in den Referenden zum Anschluss der besetzten Gebiete an Russland – persifliert werden, anstatt sie zu beachten.



Fremdbestimmte Selbstbestimmung

Sie treten deine Tür ein.

Sie treten dich ins Gesicht.

Sie treten über dich hinweg.

Sie zertreten deine Existenz.

Sie vergewaltigen deine Frau.

Sie vergewaltigen deine Tochter.

Sie vergewaltigen deine Mutter.

Sie vergewaltigen deine Seele.

Sie verwüsten deine Wohnung.

Sie verwüsten deine Stadt.

Sie verwüsten dein Land.
Sie verwüsten dein Leben.

Sie stehlen, was sie nicht verwüstet haben.
Sie stehlen deine Sicherheit.
Sie stehlen dein Gottvertrauen.
Sie stehlen deine Freiheit.

Wer sich wehrt, ist ein Terrorist für sie.
Wer sie kritisiert, ist ein Feind des Volkes.
Wer sie Zerstörer, Diebe, Vergewaltiger nennt,
verkennt die Realität ihrer wohltätigen Verbrechen.

Dann halten sie dir die Pistole an die Schläfe
und fragen dich:
"Möchtest auch du Teil dieser ruhmreichen Bande sein,
die solche triumphalen Taten vollbringt?"

Nun hast du die Wahl:
die Wahl zwischen einem sofortigen Tod
und einem Tod auf Raten, einem Dahinsiechen
von allem, was du bist:

dem Verlust deiner Sprache, deiner Kultur,
deiner Identität, deiner Würde.
Eine solche Wahl aber nennen sie:
"Selbstbestimmung!"

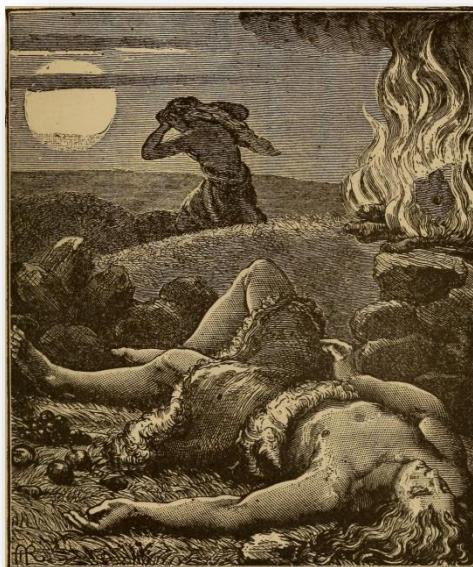
Bild: Koon Boh Goh: Treppe (Pixabay; farblich verändert)

Nachspiel



Adrian Hill (1895 – 1977): *Ruinen zwischen Bernafay Wood und Maricourt* (1918); London, Imperial War Museums (Wikimedia commons)

Hat ein Psychopath ein Gewissen? Und wenn ja: Wie reagiert er, wenn es sich regt?



Die unbotmäßige Stimme

Mitten in der Nacht klopft es an deiner Schlafzimmertür. Wie ist das möglich, denkst du, seit wann darf denn der Zar nachts aus dem Bett geholt werden?

Verärgert drehst du dich auf die andere Seite, fest entschlossen, das Klopfen zu ignorieren. Aber es hört einfach nicht auf. Na gut, sagst du dir, das muss wohl doch etwas Wichtiges sein. Vielleicht brennt ja der Palast.

Schlaftrunken torkelst du zur Tür. Du öffnest sie – und erblickst eine wahrhaft lächerliche Gestalt. Sie trägt eine bodenlange, dunkelrote Robe, das Gesicht ist vollständig von einem Schleier verdeckt, den Kopf ziert eine altmodische Kapuze, ähnlich den

Kardinalshüten. In der Hand hält die Gestalt einen Holzstab mit je einer Kugel an beiden Enden.

"Was soll denn das?" schimpfst du los. "Darf man hier noch nicht einmal mehr in Ruhe ..."

Aber die Gestalt lässt dich nicht ausreden. Ohne auf deine Worte zu achten, verkündet sie: "Wladimir Wladimirowitsch, ich klage dich des Mordes und des versuchten Mordes an deinen Brüdern und Schwestern an!"

"Wie bitte?" entrüstest du dich. "Soll das ein Scherz sein? Was erlauben Sie sich eigentlich, mich mitten in der Nacht ...?"

Aber da hat sich die Gestalt auch schon in Luft aufgelöst. Du trittst vor die Tür, schaust nach links, schaust nach rechts – aber es ist nichts zu sehen.

Seltsam, denkst du, da will dir wohl irgendjemand einen übeln Streich spielen. Aber wer? Die Morde an deinen Brüdern und Schwestern hast du doch extra in den Keller verlegt! In deinem eigenen Palast kann folglich niemand etwas davon mitbekommen haben. Verdankst du den Schabernack also einem der Nachbarpaläste? Aber was geht die an, was du in deinem Keller treibst?

Entrüstet legst du dich wieder schlafen. Dein Herz schlägt noch eine Zeitlang die Wuttrommel, aber dann setzt du doch wieder ins Reich der Träume über. Der Tag war anstrengend, du bist einfach zu müde, um dich lange mit solchen Nebensächlichkeiten aufzuhalten.

Kaum bist du jedoch fest eingeschlafen, da klopft es schon wieder an deiner Tür. Das darf doch nicht wahr sein, denkst du, jetzt reicht's aber!

Du beschließt, das Problem auf deine Art zu lösen. Entschlossen greifst du nach dem Gewehr, das immer griffbereit neben deinem Bett liegt.

Als du die Tür aufreibst, steht dort tatsächlich wieder die Spottgestalt mit der roten Robe. "Wladimir Wladimirowitsch", beginnt sie erneut, "ich klage dich des Mordes ..."

Dieses Mal hörst du dir den Redeschwall nicht bis zu Ende an. Stattdessen antwortest du mit einer Salve aus deinem Automatikgewehr, die eine ganze Armee von Spottgestalten dahingerafft hätte.

So, knurrst du grimmig, jetzt ist Ruhe – obwohl du dich wunderst, dass die seltsame Gestalt sich schon wieder in Luft aufgelöst zu haben scheint. Aber dieses Mal hast du ja auch die Tür gleich wieder zugeschlagen – vielleicht hast du einfach nicht gesehen, wie sie in sich zusammengesackt ist.

Endlich schlafen, denkst du, als du dich genüsslich unter deiner Bärenfelldecke einrollst. Nicht lange, und der Schlummer schließt dich wieder in seine Arme. Gewehrsalven hatten auf dich schon immer eine ausgesprochen beruhigende Wirkung, fast wie ein Wiegenlied aus Kindertagen.

Leider ist es aber auch dieses Mal nicht anders als zuvor: Sobald du im Traum in den herrlichen Weiten deines neuen Großreichs lustwandelst, reißt dich erneut das Klopfen aus dem Schlaf.

Du ziehst dir die Decke über den Kopf, du hältst dir die Ohren zu – aber es hilft alles nichts. Dieses Mal ist der feierliche Singsang der Stimme sogar schon zu hören, bevor du dich von deinem Bett erhebst: "Wladimir Wladimirowitsch", beginnt sie erneut, "ich

klage dich des Mordes und des versuchten Mordes an deinen Brüdern und Schwestern an!"

Wütend springst du aus dem Bett, hastest mit deinem Gewehr zur Tür, reißt sie auf – aber da ist niemand. Dennoch hörst du weiter die Stimme: "Wladimir Wladimirowitsch, ich klage dich an, Mord und versuchter Mord, ich klage dich an, Wladimir Wladimirowitsch, du entgehst mir nicht, ich klage dich an ..."

Panik ergreift dich. Du rückst einen Schrank vor die Tür, stopfst dir Stöpsel in die Ohren, ziehst dir die Decke noch fester über den Kopf – vergeblich! Die Stimme ist überall, sie durchdringt jedes Material, sie hallt von überallher wider. Es ist, als würde sie mit deinem Blut in dir pulsieren.

Gut, denkst du dir, dann eben kein Schlaf – ich habe ohnehin noch viel zu viel zu tun.

Missmutig steigst du hinab in den Keller. Ein paar Brüder und Schwestern sind noch übrig, an ihnen willst du deine Wut abreaktieren. Vielleicht kannst du ja mit ihren Schreien diese nervtötende Stimme übertönen.

Bild: Die Ermordung Abels; aus: Richmond, E. J.: True stories for little people (1894; Library of Congress / Wikimedia commons)

Ein Amokläufer tötet alles, was ihm in die Quere kommt. Aus Angst, er könnte seine Waffen auch gegen dich richten, lässt du ihn gewähren. Aber was, wenn er dein Verhalten als Schwäche auslegt? Wird er dich dann nicht erst recht attackieren?



Die Bedrohung

Nachdem der Zar seinen Feldzug im Osten beendet hatte, stand er eines Tages vor deiner Tür. Nun steht ihr euch Aug in Auge gegenüber.

"Ich fühle mich von dir bedroht", verkündet der Zar mit einem mitleidheischenden Augenaufschlag. "Du musst dein Militär abschaffen."

Du siehst den unerwarteten Besucher überrascht an. "Aber Herr Zar", versuchst du ihn zu beruhigen, "das Militär ist doch nicht

gegen Sie gerichtet – es bedroht überhaupt niemanden. Es ist nur zu unserer Sicherheit da. Damit wir uns verteidigen können, wenn wir angegriffen werden."

Der Zar schaut dich weiter zerknirscht an. "Trotzdem – all die Waffen! Nicht auszudenken, wenn sich da mal unabsichtlich ein Schuss löst. Das könnte die ganze Welt in Brand setzen! Ehrlich gesagt – ich bekomme sogar schon Alpträume davon."

Du blickst ihm forschend ins Gesicht. Fühlt er sich wirklich von dir bedroht – trotz seiner hochgerüsteten Armee? Oder tut er nur so, um dich zu schwächen? Andererseits: Was spielt das schon für eine Rolle? Du hast ja gerade erst gesehen, was passieren kann, wenn der Zar davon spricht, sich bedroht zu fühlen.

Also redest du betont behutsam auf den unberechenbaren Besucher ein. "Wir können doch zusammenarbeiten", schlägst du ihm vor. "Vertrauensbildende Maßnahmen einleiten. Das haben wir doch früher auch immer so gemacht."

Der Zar schüttelt missbilligend den Kopf. "Nein, tut mir leid, das reicht mir nicht. Wer garantiert mir denn, dass ihr euch an die Regeln haltet, die wir dabei vereinbaren?"

Da spricht einer aus Erfahrung, denkst du. Aber natürlich hütest du dich, das offen auszusprechen. Schließlich ist dir an einer friedlichen Lösung gelegen. "Da brauchen Sie sich wirklich keine Sorgen zu machen, Herr Zar", beschwichtigst du ihn. "Oder haben wir ihnen in der Vergangenheit jemals Anlass gegeben, an unserem Wort zu zweifeln?"

Dein Gegenüber lacht sarkastisch auf. "Allerdings!" schleudert er dir entgegen. "Ihr wart es doch, die mir mit eurem ewigen Freiheitsgerede mein schönes Großreich zerschlagen habt! Damit ist

es euch tatsächlich gelungen, dass sich meine Leute in den ungeheuren Weiten ihres Landes wie in einem Gefängnis gefühlt haben. Und heute seid ihr schon wieder dabei, ihnen den Kopf zu verdrehen!"

Na ja, denkst du – ob das mit dem Gefängnis wirklich nur ein Gefühl war? Aber du weißt natürlich, dass jetzt nicht die Zeit für ideologische Diskussionen ist. "Ich versichere ihnen, lieber Herr Zar", wiegelst du daher ab, "dass es uns fernliegt, irgendeinen eurer Untertanen in irgendeiner Weise zu beeinflussen. Es ist ja gerade unser fester Glaube, dass jeder selbst den Weg zu seinem Glück finden sollte."

Der Zar verzichtet spöttisch das Gesicht. "Siehst du", schnarrt er triumphierend, "genau das ist euer Problem! Dass ihr meint, jeder müsse selbst über sein Leben entscheiden. Wie wollt ihr denn so die ungeheuren Herausforderungen meistern, vor denen die Weltbevölkerung heute steht? Dafür muss die Entscheidungsgewalt doch in einer Hand gebündelt sein!"

Dieses Mal wagst du es, dem hohen Besucher zu widersprechen. "Sind Sie sich da wirklich sicher, werter Herr Zar? Meinen Sie nicht, dass die Weisheit der Vielen am Ende mehr vermag als der Kopf eines Einzelnen?"

Die Augen des Zaren zucken unmerklich. Du spürst, wie dein Herz gegen deinen Brustkorb schlägt, als wollte es aus deinem Körper fliehen. Hast du dich jetzt etwa einer Majestätsbeleidigung schuldig gemacht?

Als du dem mächtigen Herrscher jetzt aber wieder ins Gesicht siehst, wirkt er eher gelangweilt. "Mag sein, dass das am Ende so wäre", räumt er großmütig ein. "Nur dass ihr dieses Ende eben

nie erreichen werdet. Die einen wollen hierhin, die anderen dorthin, die dritten wollen wieder einen anderen Weg einschlagen – bis ihr mit euren Diskussionen fertig seid, ist die Welt doch längst untergegangen!"

Weltuntergang ... Damit hattest du eher das in Verbindung gebracht, was der Zar bei seinem letzten Feldzug angerichtet hat. Dieses Mal reißt du dich aber zusammen und fragst nur vorsichtig: "Wie dem auch sei – ich verstehe, ehrlich gesagt, nicht, was das mit unserem Militär zu tun hat."

"Wirklich nicht?" Der Zar funkelt dich abschätzig an. Jetzt wirkt er doch ein wenig ungehalten. "Aber der Zusammenhang liegt doch auf der Hand! Es ist nicht dein Militär selbst, das mich bedroht – sondern das, was es verteidigt."

So verstimmt dein Besucher auch wirkt – das kannst du doch nicht unwidersprochen lassen. "Hat denn nicht jedes Land", wendest du ein, "das Recht, die Lebensweise seiner Menschen zu verteidigen? Erfüllt euer Militär nicht auch diesen Zweck?"

Da wird der Zar auf einmal staatstragend. "Mein lieber Nachbar", weist er dich zurecht, "ich muss dir sagen: Dieser Egoismus ist einfach nicht mehr zeitgemäß. Aber genau das ist typisch für dich und die Lebensweise, die du verteidigen möchtest. Dieser Individualismus, der zu einem Verfall aller Sitten geführt hat. Und eben dieser Sittenverfall ist es doch, der die Welt an den Rand des Untergangs gebracht hat. Was wir heute brauchen, sind Zucht und Ordnung, klare Verhaltensvorschriften, die von einer allseits anerkannten Autorität überwacht und durchgesetzt werden. Ansonsten werden wir die Zukunft unserer Kinder verspielen!"

Da wären wir dann also wieder beim Führerstaat, denkst du – behältst deine Gedanken aber lieber für dich. Die Augen des Zaren zucken schon wieder bedrohlich.

"Die Menschen wollen nun einmal in Freiheit leben", gibst du mit betont ruhiger Stimme zu bedenken. "Ist es nicht auch eine Art von Untergang, wenn wir uns alle nur noch wie Roboter auf vorgegebenen Gleisen bewegen können?"

Dieses Mal blitzt der Zar dich nur überlegen an. Offenbar hat er keine Lust auf weitere Diskussionen. "Nun gut", beendet er das Gespräch. "Wie ich sehe, stoße ich mit meinem Anliegen hier auf taube Ohren. Dann werden wir das Problem eben auf andere Weise lösen müssen."

Als der Zar gegangen ist, bleibt ein flaues Gefühl in dir zurück, das sich allmählich zu einer handfesten Übelkeit auswächst. Ist das die Angst vor der unverhohlenen Drohung? Oder hat deine Übelkeit rein körperliche Ursachen? Hat der Zar am Ende eines seiner berüchtigten unsichtbaren Gifte in deiner Wohnung versprüht?

Ach was, denkst du, jetzt werde ich selbst schon paranoid!

Da meldet sich auf einmal dein Smartphone. "Bist du gerade online?" fragt dich ein Mitstreiter. "Nein? Dann schau doch mal in die sozialen Medien – ganz egal, in welche."

Wahrscheinlich gehen jetzt die Diskussionen los, denkst du: dass du zu undiplomatisch warst und mehr Entgegenkommen dem Zar gegenüber zeigen müsstest. Als du aber in das Medienmeer eintauchst, schlagen ganz andere Wellen über dir zusammen.

Wohin du auch klickst, überall brennen sich dir dieselben Bilder in die Augen. Jedes Bild ist wie ein Zerrspiegel. Denn alle Bilder zeigen dich selbst: von vorne, von hinten, von der Seite.

Das allein wäre nichts Besonderes. Du bist eine Person des öffentlichen Lebens, es gibt unzählige Bilder von dir im Netz. Diese Bilder aber zeigen dich hüllenlos, und vor allem: in eindeutig-zweideutiger Pose, beim Liebesspiel mit kleinen Jungen.

Noch bevor du zur Besinnung kommen kannst, klingelt es an der Tür. Nur einen Augenblick noch, dann wird die Sturmflut der Öffentlichkeit vollends in dein Leben einbrechen und dich mit allem, was dir je etwas bedeutet hat, unter sich begraben.

Selbst wenn es dir gelingen sollte, die Deepfake-Fälschung als solche zu entlarven – diesen Tsunami wirst du nicht überleben. Er wird dein Untergang sein.

Dies wird der erste Etappensieg des Zaren sein.

Bild: Peter Ludwigs (1888 – 1943): Der Krieg (1937); Museum Kunstpalast Düsseldorf (Wikimedia commons)

Der Krieg gegen die Ukraine stellt die bisherige Werteordnung der Weltgemeinschaft auf den Kopf.



Verkehrte Welt

1. Wenn du einem Fußkranken nicht auf die Beine hilfst, ist das unterlassene Hilfeleistung. Wenn neben dir ein ganzes Volk abgeschlachtet wird, musst du ihm nur dann zu Hilfe kommen, wenn es zuvor einen förmlichen Vertrag über gegenseitige Hilfeleistung mit dir abgeschlossen hat.
2. Wenn du für das Ende einer Entführung Geld verlangst, ist das Erpressung. Wenn du mit Waffengewalt drohst, falls einem von dir gemarterten Opfer Hilfe geleistet werden sollte, ist das taktisches Geschick.

3. Wenn du einen einzigen Menschen planvoll tötest, ist das Mord. Wenn du ein ganzes Volk auslöschst, ist das eine Säuberungsaktion.
4. Wenn du das Haus deines Nachbarn in Brand steckst, ist das ein Verbrechen. Wenn du eine ganze Stadt niederbrennst, ist das eine strategische Meisterleistung.
5. Wenn du einen Supermarkt plünderst, ist das ein Raubzug. Wenn du ein ganzes Land als Beute nimmst, ist das eine Eroberung. Für einen Raubzug kommst du ins Gefängnis, für eine Eroberung in die Geschichtsbücher.
6. Wenn du Geiseln nimmst, um deine Forderungen durchzusetzen, ist das Nötigung. Wenn du deine Geiseln gleich erschießt, ist das eine Demonstration der Stärke. Der Geiselnehmer wird von der Polizei erschossen. Vor dem Geiselmörder weichen ganze Armeen zurück.
7. Menschenrechte sind nur von lokaler Bedeutung. Sie sind ein Luxusgut, auf das nur diejenigen Anspruch haben, die es sich leisten können.
8. Das Recht auf körperliche Unversehrtheit gilt nur für diejenigen, die stark genug sind, es gegen andere zu behaupten.
9. Nur wer notfalls bereit ist, das Recht anderer auf körperliche Unversehrtheit zu verletzen, kann sein eigenes Recht auf körperliche Unversehrtheit bewahren.

10. Abrüstungskonferenzen dienen dazu, sich in Ruhe für den nächsten Krieg zu rüsten.
11. Völkerverständigung bedeutet: Verständigung der größeren Völker über die Aufteilung der kleineren Völker, als ihrer natürlichen Beute.
12. Vertrauensbildende Maßnahmen sind ein Wiegenlied. Wem dabei die Augen zufallen, der wird im Schlaf getötet.

Bild: Lutz6078: Kopfstand (Pixabay; modifiziert)